Gall. rev. 679g – 2

Paris

<36622158990018

<36622158990018

Bayer. Staatsbibliothek

Paris
wie es war und wie es ist.

Ein Versuch
über den vormaligen und heutigen Zustand dieser Hauptstadt in Rücksicht der durch die Revolution darin bewirkten Veränderungen.

Nebst
einer umständlichen Nachricht
von den bedeutendsten National-Anstalten
für Wissenschaften und Künste,
wie auch
von den öffentlichen Gebäuden.

In einer Reihe von Briefen
eines reisenden Engländers.

Aus dem Englischen übersetzt und mit Erläuterungen und einer Einleitung versehen.

In drei Theilen.

Zweyter Theil.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1805.

35. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dreyßigster Brief.

Paris, den 8. Decemb. 1801.

Sie äußerten den Wunsch, ich möchte Ihnen eine genaue Nachricht über die Mittel mittheilen, welche angewendet werden, um vom Holz auf Leinwand jene berühmten Bilder zu übertragen, deren ich in meinem Briefe vom dreyzehnten des vorigen Monats Erwähnung that. Das Ganze scheint, so wie viele andere Dinge, wenn man sie weiß, ganz einfach; indeß ist deßhalb die Manier nicht weniger genievoll und schwierig in der Ausführung.

Darin besteht das Nachtheilige bey der Mahlerey, daß, während andere Produkte des Genies Revolutionen der Zeiten aushalten, die Schöpfungen des Pinsels dem vergänglichen Holze oder der Leinwand anvertraut werden. Durch die Wirkung der Hitze, der Feuchtigkeit oder der verschiedenen Ausdünstungen denen sie unachtsamer Weise ausgesetzt werden können, oder selbst, durch eine unbemerkte Nachlässigkeit beym

Auftragen des ersten Grundes eines Gemähl- des auf die Leinwand gerathen Meisterstücke in Gefahr auf immer zu verschwinden. Glück- lich ist es daher für die Künste, daß diese un- schätzbare Entdeckung vor kurzem zu solch einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, und daß die Wiederherstellung verschiedener der schön- sten Gemählde, eben so sehr geschickten als unter- richteten Leuten anvertraut worden ist, die sie dann von der herannahenden und unvermeidlichen Zerstörung gerettet haben.

Von allen den Früchten der französischen Er- oberungen ward nicht ein Gemählde aus der Lom- bardey, aus Rom oder Venedig weggebracht, wel- ches nicht mit Schmutz bedeckt gewesen wäre, der sich durch den Dampf der Wachskerzen und des Rauchwerks, welche bey den Ceremonien der ka- tholischen Religion gebraucht werden, angesetzt hat- te. Es war deßhalb nothwendig sie zu reinigen und auszubessern; denn wenn man sie nach Frank- reich brachte, ohne sie in Stand zu setzen gezeigt zu werden, so würde es eben so gut gewesen seyn, sie ganz in Italien zu lassen. Eins von diesen, worauf vorzüglich die Administration des Central- museums seine Aufmerksamkeit richtete, war das berühmte Gemählde von Raphael, welches aus der

Chiesa delle Contesse zu Foligno genommen wurde, und deßhalb mit dem Namen der

Madonna di Foligno

bezeichnet wird.

Dieß Meisterstück war in solch einem elenden Zustande, daß die französischen Commissaire, die es aussuchten, sich genöthigt sahen, Papier darüber zu kleben, um zu verhindern, daß die kleinen Stückchen, die sich an vielen Stellen der Oberfläche in die Höhe hoben, während des Fahrens nach Paris nicht herabfallen möchten. Kurz, wäre nicht die rettende Hand der Kunst hinzu getreten, so würden sowohl dieses, als andere Monumente der außerordentlichen Talente der italienischen Schule, woran schon der nagende Zahn der Zeit sichtbar war, verloren gegangen seyn.

Da dieß Gemählde nicht in seinem beschädigten Zustande ausgestellt werden konnte, so beschloß die Administration des Museums es ausbessern zu lassen. Sie bat daher den Minister des Innern, daß er bey dieser wichtigen Operation Commissaire, welche aus dem Nationalinstitut gewählt werden sollten, gegenwärtig seyn lassen möchte. Die Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften von jener gelehrten Societät suchte zu

dieser Arbeit die Chymisten Guyton und Bertholet aus, und die Klasse der schönen Wissenschaften ernannte hiezu die Mahler Vincent und Taunay.

Nachdem diese Commissionaire in Gesellschaft mit der Administration den Zustand des Gemähldes untersucht hatten, waren sie einstimmig der Meinung, das einzige Mittel es zu retten bestehe darin: es von dem von Würmern durchfressenen Stücke Holz, worauf es gemahlt war, herunter zu bringen. Es war übrigens nothwendig, sich von der Sicherheit des ganzen Verfahrens zu überzeugen, damit man es, ohne die Liebhaber der Kunst in Furcht zu setzen, auch bey andern Gemählden, welche dessen bedurften, anwenden konnte.

Der Bericht der vier vorher erwähnten Commissionaire, in Betref der Wiederherstellung der *Madonna di Foligno*, war von den Klassen, zu welchen sie gehörten angenommen worden, und er soll dem Nationalinstitut bey der nächsten Sitzung am 13ten Nivose (5ten Januar 1802) vorgelegt werden.

Um Sie mit dem ganzen Verfahren bekannt zu machen, will ich zu ihrer Befriedigung den Theil des Berichts, der unmittelbar mit der Kunst, beschädigte und verfallne Gemählde wieder herzustellen, in Verbindung steht, hier abschreiben. Diese

Arbeit und der glückliche Erfolg, den sie auch gehabt hat, sind wahrlich ein Denkmahl dessen, was das Genie und der Fleiß der Franzosen vermögen. Allen denen, die, so wie Sie, kostbare Sammlungen besitzen, muß diese Nachricht besonders interessant seyn.

„Der Wunsch, den durch die Zeit veranlaßten Schaden wieder gut zu machen, hat unglücklicherweise den völligen Verlust mehrerer Gemählde durch grobes Uebermahlen oder schlechten Firniß, wodurch ein nicht geringer Theil des Originalgemähldes bedeckt werden ist, beschleunigt. Andere Umstände ebenfalls haben der Reinheit der meisten schönen Stücke Schaden gethan. So zum Beispiel war ein Prälat Schuld, daß durch einen gar nicht passenden Haarkopf die Schönheiten einer Magdalene verborgen wurden.“

„Nichts destoweniger hat man wirksame Mittel zur Restauration entdeckt; ein Gemählde dessen Leinwand schon ganz verfallen, oder woran das Holz wurmstichig war, wird nämlich auf eine neue Leinwand gebracht; die nicht passenden Striche eines fremden Pinsels verschwinden; die verloschten Striche werden hingegen mit äußerster Genauigkeit wieder hergestellt, und auf die Weise wird das Leben einem Gemählde wieder gegeben, wel-

ches entstellt war, oder sich seinem völligen Untergang näherte. Diese Kunst hat hauptsächlich in Paris große Fortschritte gemacht, und ist unter der Aufsicht der Administration des Museums neulich noch weiter gebracht; indeß darf man sich nur mit einer heiligen Ehrfurcht an solch eine Operation wagen, welche doch immer die Idee der Gefahr erregen kann, daß in der Zeichnung oder dem Colorit eine Veränderung statt hat, und zumal wenn die Rede davon ist, ein Gemählde von Raphael wieder herzustellen." *)

Die Restauration läßt sich in zwey Theile theilen; die eine nämlich besteht in mechanischen Operationen, deren Absicht dahin gehet, das Gemählde von dem Grund abzubringen, worauf es sich befindet, um es auf einen neuen aufzutragen; der zweyte besteht darin, die Oberfläche des Gemähldes von allem zu reinigen, welches es ver-

*) Es mag wohl nicht am unrechten Orte seyn, hier anzuführen, daß Raphael die Impasto Couleur nur in wenigen seiner Gemählde gebraucht; unter diesen ist sie aber in dem der Transfiguration noch mit am sichtbarsten; seine übrigen Stücke sind mit großer Durchsichtigkeit gemahlt, indem er die Farben auf einen weißen Grund aufgetragen hat, wodurch dann die oben erwähnte Operation noch schwieriger wird. Note des Verf.

dunkeln kann, das wahre Colorit dem Gemählde wieder zu geben, und die zu Grunde gerichteten Stellen durch solche Farben wieder auszubessern, welche sich geschickt mit den ursprünglichen Strichen vereinigen lassen. Daher dann die distinktive Abtheilung der mechanischen Operationen, und der Kunst zu mahlen, welche den Gegenstand der beyden Theile des Berichts ausmachen. Auf den ersten wandten die Commissaire von der Klasse der Wissenschaften ihre Aufmerksamkeit; und der andere, welcher die Gewohnheit mit dem Pinsel scientifisch umgehen zu können voraus setzte, ward den Commissairen von der Klasse der schönen Künste zu Theil.

Erster Theil.

„Obgleich die mechanische Arbeit in mehrere Operationen getheilt war, so ward sie doch gänzlich dem Bürger Hacquins anvertrauet, dessen Einsicht, Erfahrenheit und Geschicklichkeit wir nach unserer Pflicht alles Lob ertheilen müssen.“

„Das Bild stellt die Jungfrau Maria, das Kind Jesus, St. Johannes und mehrere andere Personen von verschiedener Größe vor. Es war auf ein halb Zoll dickes Holz gemahlt: ein Riß ging von dem äußersten Umfang bis an den linken Fuß des

Kindes Jesus; er war oben vier und eine halbe Linie breit, und nahm nach unten zu ab; von diesem Riß, bis an den Rand rechter Hand, bildete die Oberfläche eine Krümme, deren größte Biegung zwey Zoll und 5½ Linien betrug, und von dem Riß an bis an den andern Rand befand sich wieder eine Krümmung, die sich zwey Zoll bog. Das Gemählde lösete sich an mehrern Orten ab, und eine große Menge kleine Stückchen waren schon davon abgegangen; außerdem war es an vielen Stellen von den Würmern zerfressen."

„Es war zuerst nothwendig, die Oberfläche eben zu machen; um dieß zu bewerkstelligen ward eine Gaze auf das Gemählde geklebt, und hierauf das Bild verkehrt gelegt. Dann machte der Bürger Hacquins in die Dicke des Holzes mehrere Höhlungen in einiger Entfernung von einander, die von dem äußersten Punkt der Krümmung bis an den Ort gingen, wo das Holz eine ebenere Oberfläche darbot. In diese Höhlungen brachte er eine Art hölzerner Keile; er bedeckte hierauf die Oberfläche mit nasser Leinewand, die er gehörig wieder befeuchtete. Vermöge dieser Keile, die nun durch das Anfeuchten gegen das erweichte Holz zu schwellen anfingen, zwang er das letztere, seine ursprüngliche Form wieder anzunehmen; die

beyden Ecken des vorher erwähnten Risses wurden einander näher gebracht, und der Künstler bediente sich nun des Leims, um die beyden getrennten Theile zu vereinigen. Während des Trockenwerdens legte er eichne Balken queer über das Gemählde, in der Absicht, um das Holz in der Gestalt zu erhalten, von welcher er wünschte, daß es sie annehmen möchte."

„Nachdem das Austrocknen langsam zu Stande gekommen war, so brachte der Künstler noch eine zweyte Gaze auf die erste, dann nach und nach zwey Dicken von grauem Löschpapier."

„Als diese Zubereitung (von den französischen Künstlern *cartonnage* genannt) trocken war, legte er das Gemählde mit seiner rechten Seite wieder auf einen Tisch, woran er es sorgfältig befestigte; jetzt schritt er zur Trennung des Holzes, worauf sich das Gemählde befand."

„Die erste Operation ward mittelst zweyer Sägen bewerkstelligt, wovon die eine perpendikulair, die andere horizontal schnitt, nachdem die Arbeit mit den beyden Sägen beendigt war, fand man, daß das Holz nur noch vier und eine halbe Linie dick war; nun bediente sich der Künstler eines Hobels, dessen Breite von einer convexen Form war; mit diesem Instrument behobelte

er das Holz in einer obliquen Richtung, um recht kurze Späne wegzunehmen, und um die Richtung der Fibern des Holzes zu vermeiden: auf die Art brachte er das Holz auf eine Dicke von zwey Drittel Linien herunter. Jetzt nahm er einen flachen Hobel mit gezähntem Eisen, dessen Wirkung der einer Raspe ähnlich ist, und der das Holz in Staub verwandelt; auf solche Art brachte er das Holz zu einer Dicke eines Bogens Papier."

„In diesem Zustande ward das Holz nach und nach mit reinem Wasser angefeuchtet, in kleinen Abtheilungen, wodurch es sich losgab; hierauf trennte es der Künstler mit dem runden Ende einer Messerklinge."

„Das Gemählde, welches auf die Weise von allem Holze befreiet war, zeigte dem Auge jede Spur dessen, was es hatte ausstehen müssen. Es war ehemals ausgebessert worden; und um die Theile, welche herab zu fallen droheten, wieder zu befestigen, hatte man seine Zuflucht zu Oehlen und Firnissen genommen. Allein, indem diese Ingredienzien durch die Zwischenräume gingen, welche solche Theile des Gemähldes hinterließen, die in aufgerollte Stückchen verwandelt waren, hatten sie sich bey dem Druck auf den Kleister ausgedehnt, auf welchem das Gemählde blieb, und dadurch die

wirkliche Restauration schwieriger gemacht, ohne die vortheilhafte Wirkung hervorzubringen, die man davon erwartet hatte.“

„Dasselbe Verfahren würde nicht dazu dienen, diejenigen Theile des Eindrucks zu trennen, welche vom Firniß hart geworden sind, und diejenigen, wo der Kleister unvermischt geblieben ist; es war nothwendig, die ersteren in kleinen Theilen anzufeuchten; wenn sie hinlänglich weich waren, trennte sie der Künstler mit der Klinge des Messers: die andern wurden leichter getrennt, indem sie mit Flanel angefeuchtet und sachte gerieben wurden. Es gehörte alle Geschicklichkeit und Geduld des Bürgers Hacquins dazu, um dem Werke des ursprünglichen Mahlers nichts Fremdes zu lassen; endlich ward der ganze Umriß von Raphael wieder sichtbar.“

„Um dem Bilde, welches zu trocken geworden, wieder ein wenig Geschmeidigkeit zu verleihen, ward es ganz mit gekrempelter Baumwolle, die mit Oehl angefeuchtet war, gerieben, und mit altem Muslin gereinigt; hierauf ward weißes mit Oehl zermalenes Bley an die Stelle des von dem Kleister gemachten Eindruckes gebracht, und mittelst einer sanften Bürste befestigt.“

„Als dieß so drey Monate getrocknet hatte,

leimte man eine Gaze über den Eindruck, welchen das Oel gemacht hatte, und über letztere wieder eine feine Leinwand."

„Wie diese Leinwand trocken war, ward das Gemählde von dem Tische losgemacht, und umgedreht, um die Cartonnage mit Wasser davon abzubringen; nachdem diese Operation zu Stande gebracht war, so sollten zunächst die Unebenheiten der Oberfläche fortgeschafft werden, die dadurch entstanden, daß sich einzelne Theile aufgerollt hatten. In dieser Absicht brachte der Künstler nach und nach verdünneten Kleister von Weizenmehl auf die unebenen Stellen. Als er hierauf ein Papier auf den erweichten Theil gebracht, legte er ein warmes Eisen auf die Theile, welche sich in die Höhe gegeben, und eben wurden; aber nur erst nachdem er sich von der gehörigen Hitze überzeugt hatte, wagte er es, sich dem Gemählde mit dem Eisen zu nähern."

„Man hat gesehen, daß das Gemählde, dem der Eindruck genommen war, welchen der Kleister und jede fremde Substanz gemacht hatte, auf eine mit Oehl gemachte Lage gebracht und daß eine ebene Gestalt den unebenen Theilen seiner Oberfläche war gegeben worden. Dieß Meisterstück mußte nun noch fest auf einen neuen Grund gebracht

werden: es war deshalb nothwendig, Papier wieder darüber zu kleben, es von der nur für die Zeit darüber befestigten Gaze loszumachen, einen neuen Ueberzug von oxydirtem Bley und Oehl darauf zu bringen, und hierauf eine Gaze, welche sehr geschmeidig gemacht war, auf diese letztere, welche man auf ähnliche Art mit einer Zubereitung von Bley überzogen hatte, eine rauhe Leinwand, die ganz aus einem Stücke gewebt und an der äußern Oberfläche mit einer harzigen Substanz überzogen war, wodurch es auf eine ähnliche Leinwand festgemacht werden sollte, die auf einem Streck-Rahmen angemacht war. Diese letzte Operation machte es erforderlich, daß das Gemählde, welches von der Cartonnage befreiet, und mit einem neuen Grund versehen war, genau auf die mit harzigen Substanzen überzogene Leinwand gebracht, und daß alles vermieden wurde, welches ihm durch eine zu starke und ungleiche Ausdehnung schaden konnte; indeß mußte doch jeder Theil seines großen Umfanges dadurch gezwungen werden, sich an die Leinwand fest anzulegen, welche auf dem Streck-Rahmen ausgespannt war. Durch alle diese verschiedene Verfahrungs-Arten ist das Gemählde mit einem festeren Grunde vereinigt als der ursprüngliche war, und gegen alle die Zufälle geschützt, wel-

che die Schäden erzeugt haben. Es ward hierauf zum Restauriren hingegeben, welches den Gegenstand des zweyten Theiles dieses Berichtes ausmacht.

„Wir haben uns dahin einschränken müssen, die verschiedenen auf einander folgenden Operationen anzudeuten, bey deren mannichfaltigen Details wir zugegen gewesen sind; wir haben uns bemüht eine Idee von dieser interessanten Kunst zu geben, durch welche die Produkte des Pinsels auf unbestimmbare Zeit erhalten werden können, um die Gründe des Zutrauens, welche sie uns zu verdienen schien, ins Licht zu setzen.“

Zweyter Theil.

Nachdem wir einen Abriß von den mechanischen Operationen gegeben, welche mit so glücklichem Erfolg in dem ersten Theile der Restauration des Gemähldes von Raphael angewandt worden sind, so bleibt uns noch übrig von dem zweyten zu reden, nämlich von der Restauration des Gemähldes, welche die französischen Künstler *restauration pittoresque* nennen. Dieser Theil ist nicht minder interessant als der erste. Wir haben ihm die Wiederherstellung alles dessen zu danken, was die Zeit oder die Unwissenheit der Menschen vernichtet haben, die durch ihre Ungeschicklichkeit noch

den Schaden vergrößert, welchen dieß Meisterstück schon gelitten hatte.

„Dieser wichtige Theil der Restauration der Gemählde erfordert bey denen, welchen er aufgetragen ist, ein sehr genaues Auge, um zu sehen, daß die neuen Farben zu den alten völlig passen; ferner eine tiefe Kenntniß des Verfahrens, welches die Meister angewandt haben; und eine lange Erfahrung, um bey der Wahl und dem Gebrauch vorauszusehen, welche Veränderungen die Zeit in den neuen Farben bewirken kann, und folglich den Mangel an Uebereinstimmung zu verhindern, welcher das Resultat von solchen Veränderungen seyn würde.“

„Die Kunst, Gemählde zu restauriren, erfordert ebenfalls die größte Genauigkeit, keine andere, als die schadhaften Theile zu bedecken; dann eine außerordentliche Geschicklichkeit die Arbeit bey der Restauration zu der des Meisters passend einzurichten; ferner die Gründung, so wie sie war, wieder herzustellen, und die Arbeit zu solch einem Grade zu verbergen, daß selbst ein erfahrnes Auge nicht dasjenige, was aus der Hand des Künstlers kommt, von demjenigen zu unterscheiden vermag, was der des Meisters angehört.

„Bey einem so wichtigen Stücke, als woron

hier die Rede ist, haben die Freunde der Künste ein Recht zu fordern, daß bey seiner Wiederherstellung alle Sorgfalt der Klugheit, und so wie auch der größten Talente in Anwendung kommen. Wir empfinden eine wahre Genugthuung sie mit dem glücklichen Resultat der durchdringenden Weisheit der Administration des Museums der Künste bekannt zu machen; nachdem diese nämlich den ersten Theil der Restaurirung geleitet, und die Aufsicht darüber geführt hatte, bediente sie sich bey dem zweyten, dem Mahlen (*pittoresque* genannt) des Bürgers Röser, dessen Geschicklichkeit in dieser Hinsicht ihr schon längst bekannt war, und dessen wiederholte glückliche Arbeiten ihr Zutrauen gerechtfertigt haben."

„Als sie dem Institut versichert hatten, sie sähen den pittoresquen Theil der Restauration, der *Madonna di Foligno* für so rein an, wie man es nur wünschen könne, so wandten die Commissaire ihre Aufmerksamkeit auf eine Nichtübereinstimmung, welche sich in der Originalzeichnung mit dem Colorit dieses Meisterstücks finden soll, und stellten darüber einige kritische Bemerkungen an. Dieß geschah in der Absicht, um jeden Zweifel zu heben, welcher bey einem Beobachter entstehen, und ihn dahin bringen könnte, zu glauben: die Re-

stau-

stauration hätte auf irgend eine Weise das Werk von Raphael verschlimmert.

Sie wünschen sich hierauf Glück, dieß Meisterstück des unsterblichen Raphaels dem Leben wiedergegeben zu sehen, indem es in seinem vollen Glanze erscheint; und zwar durch solche Mittel, daß nicht länger eine Furcht übrig bleibt, als könnten wieder solche Umstände eintreten, deren Verwüstungen es beynahe auf immer der allgemeinen Bewunderung entrissen hätten.

Sie schließen hierauf den Bericht mit folgenden Worten:

„Die Administration des Central-Museums der Künste, welche durch ihre Kenntniß die Kunst der Restauration verbessert hat, wird ohne Zweifel nichts versäumen, um jene Kunst in ihrem ganzen Umfang zu erhalten; indeß, ungeachtet der wiederholten glücklichen Erfolge, wird sie die Anwendung derselben doch nur bey so sehr beschädigten Gemählden zugeben, daß mehr Vortheil dabey ist, sie einigen wenigen Gefahren, die von feinen und vielen Operationen unzertrennlich sind, zu unterwerfen, als sie dem Untergang zu überlassen, womit sie bedrohet werden. Die Einladung, welche die Administration des Museums an das Nationalinstitut ergehen ließ, der Restau-

ration der *Madonna di Foligno* von Raphael beyzuwohnen, ist für uns ein sicheres Pfand, daß die aufgeklärten Mitglieder derselben es fühlten, daß sie eine Nachricht von ihrer Fürsorge allen Kunstkennern in Europa schuldig wären."

Ein und dreyßigster Brief.

Paris, den 10ten Dec. 1801.

„Von allen Brücken, die je gebauet wurden, sagt Sterne, müssen alle die Leute, welche darüber gegangen sind, gestehen, daß die edelste . . . die größte . . . die leichteste . . . die längste . . . die breiteste, die je das Land mit dem Lande auf der Oberfläche der Erde verband, der

Pont neuf

ist."

Der *Pont neuf* ist gewiß die breiteste, und wegen seiner Lage *) die berühmteste und die am

*) Der Pont neuf befindet sich auf dem westlichen Ende der Insel l'Ile du Palais genannt, und ist als wäre sie im Centro der Hauptstadt. —

Der Verf. bezieht hier sich wieder auf den Plan von Paris, den er seinem Werke beyzufügen hoffte, der aber in Frankreich bey der Erneuerung der Feindseligkeit zurück gehalten wurde; man kann aber statt dessen, den nachsehen, welcher sich in Reichardts

meisten besuchte, von allen Brücken in Paris; indeß befindet sich in den herum liegenden Gegenden von Paris eine, die sie alle übertrift. Dieß ist nämlich der *pont de Neuilly*.

Der erste Stein des *pont neuf* ward von Heinrich *III.* im Jahr 1578 gelegt, und der Grund zu den Pfeilern an der entgegengesetzten Seite zu der Zeit als die Unruhen der Ligue den Architecten *Du Cerçeau* zwangen, sich in fremde Länder zurück zu ziehen. Das Werk, die Arbeit ward erst unter Heinrich *IV.* wieder vorgenommen, der es unter der Leitung von Marchand fortsetzen ließ; indeß ward der *pont neuf*, woran verschiedene Ursachen Schuld waren, erst 1674 beendigt.

Die Länge dieser Brücke beträgt tausend und zwanzig Fuß, und die Breite zwey und siebenzig; so, daß fünf Wagen neben einander vorbey fahren können. Sie besteht aus zwölf Bogen, wovon sich sieben an der Seite des Louvres befinden und fünf an der Seite des *Quai des Augustins*, und geht über die beyden Kanäle des Flusses, welcher an dieser Stelle durch ihre Vereinigung weiter ist.

Im Jahre 1775 wurden die Mauern aus-

Guide des Voyageurs en Europe 2 Vol. 8. befindet. D. Ueb.

gebessert, und der Fußweg niedriger und enger gemacht. Soufflot, der Baumeister des Pantheons, nutzte diese Gelegenheit; auf den zwanzig halben Monden, die unmittelbar über jedem Pfeiler stehen, eben so viele Rotunden von Stein zu bauen, welche als Buden dienen sollten. An der Außenseite über den Bogen, ist ein doppelter Kranz, welcher das Auge des Kenners der Baukunst auf sich zieht, ungeachtet seines verfallenen Zustandes, wegen der Fleurons in antikem Styl, und wegen der Köpfe der Sylphen, Dryaden und Satyren, welche ihm als Stützen dienen, und zwey Fuß von einander entfernt sind.

Da der Domen, der eine Projektion auf dieser Brücke zwischen dem fünften und siebenten Bogen bildet, dem *Place Dauphine* gegenüber steht, welchen Heinrich *IV*. gebauet hatte, so wählte man diesen Fleck dazu, um ihm eine Statue zu errichten. Dieß war das erste öffentliche Monument dieser Art, welches französischen Königen gesetzt wurde. Wenn unter der ersten, zweyten und dritten Dynastie bis zur Regierung Ludwigs des *XIII*. die Statue eines Königs verfertigt ward, so geschahe es nur in der Absicht, um auf sein Grab gestellt zu werden, oder sonst bey dem Portal einer Kirche, oder bey einer königlichen Residenz, die er entweder erbauet hatte, oder die er

wieder in Ordnung hatte bringen lassen. Sowohl die Pariser, als die Fremden pflegten diese Statue Heinrichs des Vierten zu Pferde zu bewundern, und vor der Revolution war darüber nur eine Meinung: er sey das Muster der Güte gewesen. Zum Beweise seiner Popularität lieset man in dem *Tableau de Paris*, daß ein Bettler eines Tages einen Fremden auf dem Fußsteige auf dem *Pont neuf* verfolgte: es war grade an einem Feyertage. „Im Namen des heiligen Petrus, sagte der Bettler, im Namen des heiligen Josephs, im Namen der Jungfrau Maria, im Namen ihres göttlichen Sohnes, im Namen Gottes?" Als sie aber vor die Statue des Ueberwinders der Ligue gekommen waren, rief er aus: „im Namen Heinrichs des Vierten, im Namen Heinrichs des Vierten?" — „Hier," sagte der Vorübergehende, und gab ihm einen Louisd'or.

Ohne Zweifel war kein Monarch, der je auf dem französischen Thron sich befand, so populär, als Heinrich der Vierte; auch ward diese Popularität nie von irgend einem seiner Nachfolger verdunkelt. Selbst wie der Sturm der Revolution aufs höchste gestiegen war, so hatte das Militair für sein Andenken Verehrung. Als 1793 die Gräber zu St. Denis geöfnet wurden, war

der Sarg Heinrichs des Vierten der erste, der aus der Gruft der Bourbons genommen ward. Ob er gleich im Jahre 1610 starb, so fand man seinen Körper so wohl erhalten, daß selbst seine Gesichtszüge gar nicht verändert waren. Ein Soldat, der sich gegenwärtig bey Eröffnung des Sarges befand, ward vom Enthusiasm hingerissen, warf sich auf den Leichnam dieses Helden, und als er ihn lange bewundert hatte, zog er seinen Säbel, und schnitt einen Büschel Haare von Heinrichs Barte, der noch ganz frisch war, und rief zugleich mit vieler Energie und in einem Soldaten angemessenen Ausdrucke aus: „Auch ich bin ein französischer Soldat! künftig will ich keinen andern Schnurbart haben.“ — Hierauf legte er diese schätzbaren Haare auf seine Oberlippe und ging fort, fügte aber noch mit Emphase hinzu: „jetzt bin ich gewiß, die Feinde Frankreichs zu besiegen, und ich gehe zum Siege.“

In Paris waren alle Statuen der Könige umgeworfen, allein die von Heinrich dem Vierten ließ man stehen. Einige Zeit hindurch war man zweifelhaft, ob sie niedergerissen werden sollte. „Das Gedichte der Henriade sprach ihr zu Gunsten; allein,“ sagt Mercier, „er war ein Vorfahr des meineidigen Königs.“ Alsdann,

sind nicht früher, hatte diese verehrte Statue dasselbe Schicksal.

Man hat es allgemein angenommen, daß die That Ravaillac's durch den Fanatism veranlaßt sey, oder daß er das Instrument der Marchise von Verneuil und des Herzogs von Epernon gewesen wäre. Indeß hat man mir erzählt: es stände in einem Manuscript, welches in der Nationalbibliothek gefunden ist, Ravaillac habe Heinrich den Vierten deßhalb getödtet, weil er seine Schwester verführt, und sie, als sie schwanger war, verlassen habe. Auf die Weise hat die Zeit, welche die größten Geheimnisse enthüllet, auch dieß historische Räthsel gelöset.

Diese Statue Heinrichs des Vierten war den 23sten August 1624 errichtet. Vor gar nicht langer Zeit würde man es als eine Entweihung angesehen haben, wenn man darüber hätte spotten wollen; nachdem sie aber einmal verstümmelt und unter die Füße getreten war, so fand dieß einst so verehrte Bild seinen Weg nach der Münze oder nach der Kanonengießerey. An seiner Stelle findet sich jetzt ein schönes Kaffeehaus, woraus man einen herrlichen Anblick der treflichen Gebäude hat, welche die Quays zieren, die den Fluß einfassen.

Wenn man das Große dieses *coup d'oeil's* bewundert, so muß sich ein Engländer über die bedeutende Menge Wäscherinnen wundern, welche ihre Kräfte anstrengen, um den Schmutz aus der Leinwand, mittelst *battoirs* oder Waschblauel, zu bringen. An jeder Seite der Seine sieht man einige hundert recht geschäftig neben einander an den Seiten von niedrigen Barken, die in Ansehung der Länge denen im westlichen Theil unsers Landes gebräuchlichen Barken ähnlich sind. Die Stärke ihrer Arme ist so groß, daß die Luft im Umfang von einer halben Meile von dem Lärm ihrer ununterbrochenen Schläge wiederhallet. Nachdem sie die Leinwand eine Zeitlang auf diese unbarmherzige Weise geschlagen haben, reiben sie sie mit einer harten Bürste, statt sie einzuseifen, so, daß ein Hemd, welches fünf oder sechsmal durch ihre Hände gegangen ist, nur noch zur Charpie taugt. Es ist daher kein Wunder, daß die Franzosen gemeiniglich grobe Hemden tragen: ein Hopfensack würde eine solche gewaltige Behandlung nicht lange aushalten. Indeß muß man gestehen, daß etwas gutes wieder aus diesem Uebel entsteht. Diese Wäscherinnen tragen unvermerkt zur Verbreitung der Kenntnisse bey; denn da sie beständig Leinwand in Lumpen verwandeln, so müs-

sen sie jenen Artikel zur Verfertigung des Papiers bedeutend vermehren.

Vergleicht man die Seine mit der Themse, selbst über der Brücke, so bietet sie gar keine lebendige Scene dar: einige wenige Holzflöße zum Heizen, und etliche Barken, die zu Zeiten in Bewegung sind, beleben dann und wann ihre selten bewegte Oberfläche. In diesem Augenblicke ist ihre Schiffahrt dadurch, daß der Strom durch die letzten starken Regen angeschwollen ist, etwas gehindert. Man fürchtet daher vielen Schaden für das Land, welches nahe an ihren Ufern liegt. Viele Theile von Paris stehen unter Wasser; in einigen Straßen, wo die Wagen durchfahren müssen, gehen die Pferde bis an den Bauch im Wasser; und die Fußgänger müssen sich der für den Augenblick erbaueten Brücken bedienen, welche die fleißigen Savoyarden mittelst Gerüste und Bohlen gemacht haben. Ich versichere Ihnen, daß man die übeln Folgen dieser Ueberschwemmung schon fühlt; da ich gestern in der *Rue St. Florentin* zum Mittagsessen eingeladen war, so mußte ich in Nachen steigen, um den untersten Theil der Treppe zu erreichen; und noch unendlich unangenehmer für den Wirth war es, daß er nicht in den Keller kommen konnte, und daher des Ver-

gnügens beraubt war, seinen Gästen den besten rothen Wein vorzusetzen. An der rechten Seite des *Pont neuf*, wenn man queer über diese Brücke von dem *Quai de l'Ecole* nach dem *Quai de Conti* geht, befindet sich ein Gebäude von drey Stockwerken auf Pfeilern, woran die Fronte zwischen dem ersten und zweyten Bogen steht. Es heißt

La Samaritaine.

Unter einer Sonnenuhr befindet sich eine vergoldete Gruppe, die Jesus Christus und die Samaritanerin vorstellt neben Jakobs Brunnen, der als ein Bassin gemahlt ist, worin sich das Wasser, das aus einer Muschel kommt, hinabstürzt. Unter dem Bassin befindet sich folgende Inschrift:

Fons hortorum
Puteus aquarum viventium.

Diese Worte der Bibel sind hier ganz passend zur Bestimmung des Gebändes angebracht, welche nämlich dahin geht, den Garten der Tuilerien mit Wasser zu versehen; indeß waren die Bassins desselben dennoch nicht weniger trocken das halbe Jahr hindurch. Das Wasser wird mittelst einer Pumpe gehoben, und nachher durch verschiedene Kanäle, nach dem Louvre, dem *Palais du Tribunat* und nach den Tuillerien geleitet.

In der Mitte und über dem Bogen befindet sich ein hölzernes Gebäude, welches mit vergoldetem Bley eingefaßt ist, worin sich die Glocken der Uhr und die Glockenspiele befinden, welche jede halbe Stunde spielen sollten.

Das geschmacklose Gebäude unterbricht die Aussicht in jeder Richtung; und da es dem *Pont neuf* gar und ganz nicht zum Zierrath dient, so würde es niemand bedauern, wenn es ganz niedergerissen würde. Unter der ehemaligen Regierung diente es indeß zu nichts geringerem als zur Wohnung eines Gouverneurs.

Zu den Pflichten des Gouverneurs gehörte auch die, für die Uhr Sorge zu tragen, welche kaum einmal die Zeit anzeigte, so wie ebenfalls für die Glockenspiele, die gewöhnlich nicht in Ordnung waren. Da diese Glockenspiele Heinrich den Vierten zu ergötzen pflegten, so muß man annehmen: sie seyen in besserm Zustande erhalten worden. Es war gewöhnlich, sie während aller öffentlichen Ceremonien spielen zu lassen, und hauptsächlich wenn der König vorbey kam.

„Der *Pont neuf* ist in der Stadt Paris grade das, was das Herz im menschlichen Körper ist, nämlich das Centrum der Bewegung und der Cirkulation: durch das Hin- und Zurückströmen

der Einwohner und Fremden ist diese Brücke so außerordentlich voll, daß man hier täglich nur eine Stunde umherzugehen braucht, um die Leute zu treffen, welche man sucht. Hier halten sich die Mouchards oder die Spione der Polizey auf; und wenn sie nach Verlauf einiger Tage ihren Mann nicht sehen, so versichern sie mit Zuversicht: er sey nicht in Paris.“

Dieß ist das belebte Gemählde des *Pont neuf*, welches Mercier 1788 davon entwarf, und es war auch wahrlich so vor der Revolution. Ob diese Brücke gleich jetzt zu Zeiten von Vorübergehenden voll ist, so bietet sie doch nicht jene fast beständige Menge und jenes Getöse, wodurch sie sich zu jener Zeit so sehr auszeichnete, dar. Es giebt keine Stopfungen mehr durch das Gedränge der Wagen jeder Art; keine Schwierigkeit schnell durch die Menge von Fußgängern zu kommen. Weiber mit Früchten, Hökinnen, Hausirer, Krämer, so wie auch herumgehende Verkäufer von Lotteriezetteln, und Tisane, die da rufen: *„à la fraiche! Qui veut boire?“* finden sich zwar hier, so wie sonst, indeß nicht in so großer Anzahl. —

Die auffallendste Verminderung findet man aber unter den Schuhputzern, welche im Fahrwege stehen, und sich mit ihrem Geräthe an den Rand

des sehr erhabenen *trottoirs* oder Fußwegs stellen. Die Decrotteurs des *Pont neuf* waren sonst sehr berühmte Meister der Kunst: ihre Vorsicht glich ihrer Geschicklichkeit und Schnelligkeit. Für das geringe Geld von zwey Liards setzten sie einen Abbé oder einen Poeten in Stand, sich in den vergoldeten Zimmern einer Herzogin zu zeigen. Wenn es regnete, oder wenn die Sonne sehr stark schien, so gaben sie einem einen Schirm in die Hand, damit die Frisur während der Arbeit geschützt werden möchte. Ihre großen Beschützer sind verschwunden, und statt daß die Kunden beständig auf einander folgen sollten, haben die wenigen Decrotteurs, die an ihrer alten Stelle stehen den halben Tag über nichts zu thun.

Diese Savoyarden treiben gewöhnlich mehr als ein Gewerbe, wie dieß die *enseigne* anzeigt, welche an einer kurzen Stange über dem kleinen Kasten, worin sie ihr Geräthe haben, befestigt ist.

La France tondles
chiens, coupe les chats
proprement, et sa femme
va en ville et en Campagne.

Man verändere nur den Namen, und dann

ist dieß, Wort für Wort, Buchstab für Buchstab der gewöhnliche Styl ihrer Ankündigung. Es ist indeß zu glauben, daß die republikanischen Schönen statt der Hunde und Katzen andere Favoriten angenommen haben müssen; denn man sieht den schmachtenden oder begünstigten Liebhaber nicht mehr wie zur Zeit des Königthums den Schooßhund seiner Gebieterin in den öffentlichen Promenaden umhertragen. In der That, das Gewerbe des Hundescheerens scheint in diesem Theil von Paris eben so wenig lebhaft getrieben zu werden. als das Schuhputzen. Die Artisten des *Pont neuf* haben folglich abgenommen, und statt der Heiterkeit, welche sonst auf ihrem Gesicht sichtbar war, nimmt man nun düstere Traurigkeit an ihnen wahr.

Am Fuß des *Pont neuf*, auf dem *Quai de la feraille*, pflegten Werbofficiere ihre einladenden Fahnen aufzupflanzen, und nichts zu versäumen, was Kunst und List angeben konnten, um den Unwissenden, den Trägen und den Unbehutsamen ins Netz zu ziehen. Die Mittel, welche sie zu Zeiten anwandten, waren eben so eigenthümlich, als mannichfaltig; der Liebhaber vom Wein ward in ein öffentliches Haus eingeladen, wo er sich ganz betrinken konnte; der Schwelger ward durch die Ansicht von fertig gebratenen welschen Häh-

nen, von Hühnern, Bratwürsten u. s. w. die an eine lange Stange angemacht waren, verleitet. Und der junge Mensch, der zur Lüderlichkeit Hang hatte, ward durch die Anlockungen einer gut unterrichteten öffentlichen Person verführt. Um diesen Kunststücken zu Hülfe zu kommen, verfolgte der Werber die Person worauf es angesehen war, mit einem Geldsack, mit dem er gelegentlich klingelte und dabey ausrief: *„Qui en veut?“* und auf diese Weise ward eine Armee von Helden vollständig. Es ist fast überflüssig hinzu zu fügen, daß die Nothwendigkeit, solche Listen anzuwenden, durch die jetzige Methode, die Soldaten durch die Conscription auszuheben, wegfällt. —

Ehe ich den *Pont neuf* verlasse, muß ich Ihnen noch einen lustigen Streich erzählen, der im Jahre 1786 unserm Freunde P— begegnete, der sich jetzt außer Landes befindet und sowohl eine bedeutende Stelle bekleidet, als auch eine gute Einnahme hat. Zu der Zeit war er ein auf halben Sold stehender Subalternofficier der englischen Armee, der sowohl aus Oekonomie, als auch um die französische Sprache zu erlernen, nach Paris ging. Er war ein großer und wohl aussehender junger Mann; als er eines Tages über den *Pont neuf* ging, zog er die Augen des Werbeofficiers auf

sich, der ihn dann von dem *Quai de la ferraille* bis in ein Kaffeehaus *Rue St. honoré* verfolgte, welches unser Landsmann besuchte, um dort die englischen Zeitungen zu lesen. Der Werber kam hierauf mit der Höflichkeit eines Hofmannes und so, daß er mit aller Kunst seine Absicht zu verbergen suchte, unter dem Vorwand zu ihm, er habe Anverwandten in England, und bemühte sich auf alle nur denkbare Weise, die Gunst seines neuen Bekannten zu erlangen. P— fachte zu seinem Spaß die heftige Begierde des Werbers, der ihn mit allen Arten von Höflichkeit überhäufte, an; Pfirschen in Brandwein eingemacht, so wie auch die ausgesuchtesten Erfrischungen, welche sich in einem pariser Kaffeehaus nur finden, wurden ihm angeboten und er nahm sie auch an: indeß hütete er sich wohl, auch nur das geringste Wort über die Ursache dieser mehr als freundschaftlichen Behandlung fallen zu lassen. Wie endlich der Werber glaubte, es wohl wagen zu können, fing er an mit den schönsten Farben das Vergnügen und die Vortheile des militairischen Lebens zu mahlen, und sagte zugleich sehr sinnreich: nichts würde ihn so glücklich machen, als unsern Landsmann P— zu seinem Kameraden zu erhalten. Ohne den Vorschlag grade ganz anzunehmen, oder ohne

ihn gänzlich von der Hand zu weisen, erbat sich P— einige Bedenkzeit, und gab zugleich zu verstehen, es biete sich ein kleines Hinderniß zu beseitigen dar, um seinem Hange folgen zu können. Der Werber versprach es aus dem Wege zu räumen, drückte ihm die Hand vergnügt und mit Entzücken, und ging fort, indem er ein Lied von dem Inhalt des Sergeanten Kite sang:

„*Come brave boys, 'tis one to ten,*
„*But eve return all gentlemen.*“

(Kommt brave Bursche; eins gegen zehn, wir kommen zusammen als wohlhabende Leute zurück).

Einige Tage darauf traf der Werber Herrn P— wieder dort an; und nachdem er ihm Kaffee, Liqueur u. s. w. vorgesetzt hatte, kam er gleich zur Sache, versäumte aber nicht alles Anlockende in sein Gespräch hinein zu bringen. Als Herr P— nicht weiter konnte, erinnerte er den Werber an das Hinderniß, dessen er neulich erwähnt hätte, und um ihn davon wirklich zu überzeugen legte er das Patent Sr. großbrittanischen Majestät in seine Hand. Das Erstaunen und die Verwirrung des französischen Werbers waren so groß, daß er ganz außer Stande war, nur ein Wort zu erwiedern, sondern sich gleich zurückzog und nur einen gewaltigen Seufzer hören ließ.

Zwey und dreyßigster Brief.

Paris, den 13ten Dec. 1801.

In dieser lustigen Hauptstadt folgt ein Ball auf den andern in fast unglaublicher Abwechselung. Es werden deren hier jeden Abend eine erstaunliche Menge gegeben; so, daß diejenigen, welche sich viel aus dem Tanzen machen, Gelegenheit genug haben, ihre Talente in Paris zu üben. Es wundert mich jetzt nicht mehr, daß die Französinnen so schön tanzen, seitdem ich sehe, daß sie häufig Stunden bey ihrem Meister nehmen, und fast jeden Abend in einem Tanz dieser oder jener Art begriffen sind. Hiezu kommt noch, daß dieselbe Art Tänze die ganze Jahrszeit hindurch fortdauert; man mag daher hingehen, wo man will, so findet man immer eine Wiederholung derselben Tänze. Den mechanischen Theil derselben, wie Herr B—g sich ausdrücken würde, können sie sich durch beständige Uebung zu eigen machen: allein der Theil, welcher eigentlich die Zierde ausmacht, wenn ich so die bezaubernde Grazie nennen darf, welche sie in allen ihren Bewegungen zeigen, ist dieser das Resultat des Studiums, oder haben sie ihn von der gütigen Hand der Natur erhalten?

Da einmal hier die Rede von Bällen ist, so muß ich anführen, daß ich, seit dem Privatball

wovon ich Ihnen so genau Nachricht gegeben, mich auf verschiedenen andern Privatbällen, allein von einer andern Art befunden habe, in so fern nämlich, als das Vergnügen, nicht der Gewinn, die Veranlassung war, daß sie gegeben würden, und in so fern man die Gesellschaft auch weit ausgesuchter fand. Indeß, in Ansehung der allgemeinen Einrichtung, schienen sie mir eben so, wie der vorige, ich hielt es daher nicht der Mühe werth, über irgend einen derselben einen besondern Brief zu schreiben. Bey dieser Art Bällen ist Madame Reramier die Anführerin, indeß, obgleich die ihrigen mit mehr Pracht begangen werden, so sind doch die der Madame Subiran angenehmer. Gestern, am 21sten Frimaire war ich auf einem öffentlichen Ball von der prachtvollesten Art, die man nur in Paris jetzt kennt. Es war der erste auf Subscription, der in dieser Saison gegeben wurde, und hieß nach dem Zimmer, wo er statt hatte

Ball du Salan des Etrangers.

Mitternacht ist die allgemeine Stunde des Anfangs solcher Vergnügungen; indeß konnte ich doch wegen der langen Reihe von Kutschen, welche die Gesellschaft nach diesem Ball brachten, erst fast

um zwey Uhr dort ankommen, nämlich in der *Rue Grange Batelière*, neben den Boulevards.

Als ich ausgestiegen war und mein Billet vorgewiesen hatte, verging noch einige Zeit ehe ich mich in das Zimmer drängte wo getanzt wurde. Die Zuschauer waren hier mit den Tänzern so untermischt, daß sie um sie herum einen so vollkommnen Rand bildeten, als wie ein Rahm um ein Gemählde. Es ist zu bewundern, daß unter solchen Umständen eine pariser Terpsichore, weit entfernt, dadurch verlegen zu werden, sich neue Ansprüche auf unsern Beyfall erwirbt. Sie mißt mit mathematischer Genauigkeit den Raum aus, auf den sie, durch die Neugierde der Herumstehenden eingeschränkt ist. Schnell, wie der Blitz, springt sie vorwärts, bis das Maaß sie zu dem Platz zurück ruft von wo sie ausging; sie zieht ihren Kreis gleich einem Planeten, und drehet sich zugleich um ihre eigene Axe. Zu Zeiten wird ihre leichte Zehe sich auf einen halben Zoll Ihrem Fuß nähern; Sie werden sogar ihren Athem fast auf Ihrer Wange empfinden, und doch wird sie Sie nicht berühren, ausgenommen vielleicht mit dem Rande ihrer flatternden Tunika.

Unter den Frauenzimmern der Gesellschaft bemerkte ich mehrere sehr liebenswürdige, einige der-

selben hätte man für asiatische Sultaninnen nehmen können, die den Raum um sich her durch den blendenden Glanz ihres Geschmucks bestrahlten; andere hatten zwar keine Juweelen, allein jede andere Art von Schmuck angelegt, um ihre Person zu zieren; einige wenige aber waren nur durch ihre natürliche Reize reich, und bestätigten den Ausdruck des Dichters. Die Wahrheit gebietet mir, zu gestehen, daß sechs oder acht Engländerinnen hier ganz verdunkelt wurden. Zur Ehre meines Landes hätte ich wohl eine bessere Probe der vorzüglichen Schönheit unserer Frauenzimmer gewünscht. Keine Frauen der Welt, oder wenigstens keine, die ich in den verschiedenen von mir durchreiseten Theilen der Erde angetroffen habe, sind schöner als die Engländerinnen in Hinsicht der Farbe und der Bildung des Gesichts. Dieß ist eine Thatsache, welche die Franzosen selbst eingestehen; allein was die Grazie anlangt, sagen sie, so kommt unsern Landsmänninnen niemand gleich. Ich bin wohl geneigt, dieß Urtheil zu unterschreiben. Eine gut erzogene Französin hat eine Leichtigkeit, eine Freundlichkeit, ein Verlangen zu gefallen, wodurch ihre Manieren besonders einnehmend werden, aber auch auf ihren Gang, ihre Bewegungen, ihre ganze Art sich zu tragen Einfluß haben, und Bewunderung erwecken.

Ihre natürliche Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit verbreiten über die Gesichtszüge ein solches Leben, wie man dieß selten bey einem englischen Frauenzimmer findet, deren Charakteristik gewöhnlich vielmehr Kälte und ein zurückhaltendes Wesen ist. Daher denn jener auffallende Ausdruck, der die Grazie der französischen Frauenzimmer in so schönem Lichte darstellt.

Ob mein Gedächtniß mich gleich öfters täuscht, wenn ich Namen zu behalten wünsche, so habe ich doch gesucht, mich derer von dreyen der bemerkungswerthesten Damen des Balles zu erinnern. Ich will sie hier aufzeichnen, ehe ich sie vergesse. Die Prinzeß de Santa-Croce hatte nämlich mehrere Brillanten an sich, als eine der übrigen Damen, Mademoiselle Lescot war die schönste Tänzerin unter den des Tanzes wegen berühmten Frauenzimmern; und Madam Tallien war im ganzen die schönste Frau von allen, welche ich im ganzen Saal erblickte. Es können vielleicht noch schönere Frauenzimmer auf dem Ball gewesen seyn, allein sie sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Ich hatte Madam Tallien schon vorher in der *Opera Buffa* gesehen, und war über ihren Anblick erstaunt, noch ehe ich wußte, wer sie war. Als ich sie wieder im *Salon des Etrangers* sahe,

fragte ich eine französische Dame, die sehr viel Verstand und Scharfsinn besitzt, ob Madam T— nichts anders empfehlungswürdiges besäße, als bloß die Reize ihrer Person? Die Antwort der Dame ist zu merkwürdig, um sie nicht zu wiederholen, und dieß thue ich hier auch wörtlich: „In Madam T— vereinigen sich Schönheit, Witz, ein gutes Herz, Grazie, Talente; bey aufgeweckten Leuten, wo Boßheit in ihrer ganzen Stärke zu Hause ist, wird blos von ihrer Unbeständigkeit geredet, ohne je der mannichfaltigen Züge der Wohlthätigkeit zu erwähnen, die gewiß ihre Schwächen aufgewogen oder wohl verdunkelt haben. Können Sie es wohl glauben, fuhr sie fort, daß in Paris, diesem großen Theater der schlechten Aufführung, wo moralische Pflichten so gering geschätzt werden, wo man täglich Handlungen begehet, die man an andern Leuten tadelt; können Sie es sich wohl vorstellen, daß Madam T— einmal über das andere die Kränkung erfährt, der Gesellschaft dieser und jener Frau beraubt zu werden, die sich wahrlich auch nur auf ihre ausgelassene Lebensart was zu gute zu thun im Stande ist, und dabey nicht eine einzige Handlung von Güte zur Entschuldigung anführen, noch irgend auf Nachsicht Anspruch machen kann? Dieß Gemählde ist recht

schwarz, fügte sie hinzu, allein das Kolorit ist richtig." — „Was Sie mir sagen, erwiederte ich ihr, beweiset, daß es, ungeachtet der allgemein herrschenden Immoralität, welche man der Revolution zur Last legt, für eine Frau doch nothwendig ist, wenigstens den Schein zu meiden, um hier noch in den sogenannten besten Gesellschaften Zutritt zu erhalten." — „Ja, wirklich, antwortete sie, wenn eine Frau diesen Hauptpunkt vernachlässigt, so wird sie sich bald in der Meinung der Leute nach der Mode heruntergesetzt, und zuletzt selbst von den zweyten Cirkeln ausgeschlossen sehen. In London sind ihre Leute von Lebensart nicht völlig so streng." Wenn ein Ehemann der unregelmäßigen Lebensart seiner Frau durch die Finger sieht, erwiederte ich, so sind die Leute an unserer Seite des Wassers so gefällig seinem Beyspiel zu folgen. Bey ihnen hängt aber der Charakter mehr von der Beobachtung der Etiquette ab; und wirklich, wenn die Scheinheiligkeit entdeckt wird, so ist dieß für die Societät von einem größern Nachtheil als unverstelltes Laster." Die Dame fuhr dann in Hinsicht meiner Frage fort: „hörten mich einige Leute, o würden sie denken, ich hätte Ihnen ein schmeichelhaftes Bild der Madame T— entworfen, und dabey sagen, als der Teufel alt ward, ward er

ein Eremit; indeß würde ich darauf antworten, daß vor einigen Jahren, nicht vier und zwanzig Stunden verstrichen, ohne daß Personen, die ich bey Gelegenheit nennen könnte, nicht immer ihren Ausgang damit angefangen haben, sie zu besuchen, die ihnen das Leben rettete, und die, um die Sache noch ganz vollständig zu machen, ihr eigenes Leben dabey aufs Spiel setzte.

Hier ist dann wieder ein Beyspiel von der edeln Energie, welche die Frauen während der betrübten Zeiten der Revolution gezeigt haben. Ohne sich durch das Schrecken der Gefangenschaft oder des Todes zurückhalten zu lassen, brachte sie ihr Gefühl dahin, der Wuth blutgieriger Tyrannen zu trotzen, in der Absicht, um ihren Aeltern, einem Manne, Verwandten oder Freund Hoffnung oder Trost einzuflößen. Einige dieser Heldinnen, in der Blüthe ihres Alters, nicht damit zufrieden das Unglück anderer mit zu empfinden, opferten sich lieber freywillig auf, als daß sie diejenigen überlebt hätten, deren Erhaltung sie höher als ihr eignes Leben schätzten. Rom kann sich einer Porcia, oder einer Cornelia rühmen; allein in der römischen Geschichte findet sich keine Exaltation des weiblichen Charakters so wie man sie innerhalb der letzten zehn Jahre bey den französischen Frauen-

zimmern angetroffen hat. Solche Beyspiele von Edelmuth, Stärke und Größe der Seele verdienen immer aufbehalten zu werden, denn sie gereichen ihrem Geschlecht und der menschlichen Natur zur Ehre.

Wenn nach dem Maaßstab des Pariser Vergnügens, ein Ball oder eine sehr zahlreiche Gesellschaft nicht angenehm ist *a moins qu'on ne manque d'y être etauffé,* wie groß muß dann das Vergnügen der Gesellschaft in dem *Salon des Etrangers* gewesen seyn! Die Anwesenden, welche man auf sieben oder acht hundert angab, veranlaßten ein so großes Gedränge, daß es wahrlich gar nicht leicht war, sich aus einem Zimmer ins andere zu begeben. Folglich war gar keine Gelegenheit da, die Zimmer zu ihrem Vortheil zu sehen; indeß nahm ich doch genug davon wahr, um mich zu überzeugen, daß sie eine Reihe bildeten, die mit Geschmack verziert waren. Einige Personen ergötzten sich mit Kartenspielen, obgleich der größere Haufen weder spielte noch tanzte, sondern sich mit den Bekannten unterhielt. Es war kein regelmäßiges Abendessen, sondern die größern Erfrischungen jeder Art konnte man gegen Bezahlung erhalten; die andern geringern hingegen umsonst.

Da die Billets nicht übertragen werden kön-

ten, indem der Name desjenigen, welcher eins vorwies in jedem sich angegeben fand, so war die Gesellschaft weit ausgesuchter, als dieß ohne diese Einschränkung möglich gewesen seyn würde. Die meisten der fremden Botschafter und Gesandten waren anwesend, so wie auch viele der angesehensten Personen beyderley Geschlechts aus Paris. Auf diesem Ball hatte man weit mehr Rücksicht in Hinsicht des gehörigen Anzugs genommen, als ich sonst bey ähnlichen Gelegenheiten wahrgenommen habe. Wie ich schon bemerkt, die Damen waren zusammen *en grande toilette*; und die Mannspersonen hatten dreyeckige Hüte und trugen Schuhe und Strümpfe; dieß ist hier etwas neues, kann ich Ihnen versichern, denn sie erscheinen gewöhnlich in Stiefeln. Allein am meisten wunderte ich mich, daß einige junge Franzosen so unvorsichtig waren, schwarze Kokarden zu tragen. Werden sie dieß fortsetzen, so würde ich mich sehr wundern, wenn sie der Polizey entgingen. Diese Mode schien das *ignis fatans* des Augenblicks zu seyn; man hat sie sonst nie getragen, und wahrscheinlich ist diese Mode auch nur von kurzer Dauer.

Ich kann von diesem Ball nicht Abschied nehmen, ohne Ihnen doch noch einen Umstand mitzutheilen, welcher sich dort zutrug, und der wegen

der außerordentlichen Leichtgläubigkeit, von der er ein Beyspiel in Rücksicht der Wirkungen der Sympathie giebt, Ihnen vielleicht einen Augenblick Vergnügen gewähren kann.

Eine Wittwe von ungefähr zwanzig Jahren, die mehr wegen der Symmetrie ihrer Person als wegen der Schönheit ihrer Gesichtsbildung zu bewundern war, hatte, nach der herrschenden Gewohnheit, ihr Schnupftuch der Fürsorge eines wohlgezogenen jungen Franzosen, ihres Freundes, den ich kannte, anvertraut. Als die Frau nach dem Tanz warm war, bat sie sich das Schnupftuch aus, trocknete sich die Stirn damit ab, und gab es dann dem Manne wieder zurück, welcher es auch in die Tasche steckte. Er tanzte hierauf auch, indeß nicht mit ihr, und da er ebenfalls erhitzt war, nahm er aus Versehen das Tuch der Dame; dieß hatte, als es sein Gesicht berührte, nach seiner Einbildung eine solche Wirkung auf ihn, daß, ob er sie gleich vorher mit einer Art Gleichgültigkeit angesehen hatte, sie von dem Augenblick an seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, und er außer Stande war, seine Augen oder seine Gedanken auf irgend einen andern Gegenstand zu richten.

Es ist bekannt, daß einige Philosophen behauptet haben: es gäbe einen Ausfluß von kleinen

unmerklichen Theilen aus allen Körpern, welche, wenn sie mit unsern Organen in Berührung kommen, einen Eindruck auf das Gehirn machen, der entweder mehr oder weniger sympathetisch, oder von ganz verschiedener Art ist. Sie sagen zum Beyspiel, daß von zwey Frauen, die man zum erstenmal sieht, die eine, welche zu Zeiten am wenigsten hübsch ist, einem am meisten gefällt, weil eine größere Sympathie zwischen Ihnen und ihr herrscht, als zwischen Ihnen und einer schönen Frau. Ohne grade diese thörichte Materie der kleinen Theile widerlegen zu wollen, so will ich hier nur bemerken: daß jener junge Franzose völlig verliebt ist, und behauptet: es ließe sich keine Frau der Welt mit jener Wittwe vergleichen.

Dieser Umstand erinnert mich an noch eine merkwürdigere Wirkung, die einer ähnlichen Ursach zugeschrieben wurde, und die Heinrich der Dritte von Frankreich an sich empfand. Die Heirath des Königs von Navarra, nachher Heinrichs des Vierten mit Margarethe von Valois, und die des Prinzen Condé mit Marie von Cleve, ward im Louvre den zehnten August 1572 gefeiert. Marie von Cleve, im höchsten Grade liebenswürdig und nur sechszehn Jahr alt, hatte viel getanzt, und als ihr die Hitze des Ballsaals beschwerlich fiel,

ging sie in ein anderes Zimmer, wo eine der Kammerfrauen der verwittweten Königin, die sie in voller Ausdünstung sahe, sie überredete, sich ganz anders anzuziehen. Kaum hatte sie dieß Zimmer verlassen, als der Herzog von Anjou, nachher Heinrich der Dritte, welcher auch viel getanzt hatte, hineinkam, um seine Haare in Ordnung bringen zu lassen, und wischte, da er sehr erhitzt war, sein Gesicht mit demjenigen, was ihm zuerst in die Hand kam; dieß war zufällig das Hemd, welches sie eben abgelegt hatte. Als er auf den Ball zurück kam, heftete er seine Augen auf sie und betrachtete sie mit so vielem Erstaunen, als hätte er sie nie vorher gesehen. Seine heftige Leidenschaft, sein Entzücken, welche er zu empfinden und die Aufmerksamkeit, welche er ihr zu bezeigen anfing, waren um desto mehr zu bewundern, da er während der vergangenen Woche, die sie am Hofe zugebracht hatte, gleichgültig gegen die Reitze zu seyn schien, welche nun auf sein Herz einen so heftigen Eindruck, der so lange fortdauerte, machten. Kurz er ward gegen alles unempfindlich, was nicht auf jene Leidenschaft Bezug hatte.

Als er zum König von Polen gewählt wurde, sagen die Geschichtschreiber, kam ihm dieß, statt ihm zu schmeicheln, wie eine Verbannung vor; und wie er sich in jenem Königreiche befand, so

schien die Abwesenheit statt seine Liebe von weitem zu schwächen sie zu vermehren. Jedesmal, daß er an die Prinzeß schrieb, ritzte er seinen Finger auf, und schrieb nie anders als mit seinem Blute an sie. Sobald er von Tode Karls des Neunten Nachricht erhielt, schickte er einen Kourier an sie ab, um ihr zu versichern: sie solle Königin von Frankreich werden; und bey seiner Zurückkunft waren seine Gedanken nur mit der Trennung von ihrem Gemahl, dem Prinzen Condé, beschäftigt; er glaubte sie zu Stande zu bringen, da er ein Protestant war. Allein dieser Entschluß fiel sehr unglücklich für die Prinzeß aus; denn, kurz darauf ward sie von einer heftigen Krankheit befallen, die von Gift hergerührt haben soll, und wovon sie in der Blüthe ihrer Jahre starb.

Keine Worte vermögen Heinrichs Verzweiflung über diesen Zufall zu schildern; er brachte mehrere Tage in Thränen und mit Seufzen zu, und als er sich endlich im Publiko zeigen mußte, erschien er in tiefer Trauer und ganz bedeckt mit den Sinnbildern des Todes, selbst bis auf seine Schuhbänder.

Die Prinzeß Condé war über vier Monate todt und in der Kirche der Abtey von *St. Germain des Pres* begraben, als Heinreich in die Abtey ging, wohin er von dem Cardinal von Bourbon

zu einem großen Fest eingeladen war; allein er empfand ein so heftiges Zittern am Herzen, daß er es nicht aushalten konnte, länger dort zu bleiben, und daher fortgehen mußte; allein seine Beängstigungen hörten auf einmal auf, sobald der Körper der Prinzeß aus dem Grabmahl entfernt und für den Abend an einen andern Ort gebracht worden war.

Seine Mutter, Catharine von Medicis, drang in ihn Marie von Vaudomont, eine der schönsten Personen der Welt zu heirathen, und hoffte: er würde dadurch diejenige vergessen, welche der Tod ihm entriß, und er überließ sich vielleicht selbst einer ähnlichen Hoffnung; allein die Memoiren der damaligen Zeit kommen dahin überein, daß er das Bild der Prinzeß von Condé nie vergessen konnte, und daß er bis auf den Tag, wo er ermordet wurde, nämlich siebenzehn Jahre nachher, alle Anstrengungen seine Leidenschaft zu bekämpfen, vergeblich waren.

Sympathie ist eine Empfindung, mit welcher nur wenige Personen dieselben Ideen verbinden. Sie läßt sich in drey verschiedene Arten theilen. Die erste scheint eine unmittelbare Verbindung mit den Sinnen zu haben; die zweyte mit dem Herzen und die dritte mit der Seele. Obgleich nicht zu läugnen steht, daß der Vorzug welchen wir

die=

diesem oder jenem Frauenzimmer ertheilen, die Folge von einer oder der andern derselben oder von allen dreyen zusammen seyn mag, so ist doch die Angabe der Ursache jener Zuneigung in einigen Fällen so schwierig, daß sie der Nachforschung von Seiten unsers Verstandes troß bietet. Denn, wie sich die alten Lieder ausdrücken, einige Liebende

Will „whimper and whine
„For lilies et roses,
„For eyes, lips, and noses,
„Or a tip of an ear.“

(werden winseln und weinen wegen Lilien und Rosen, wegen der Augen, der Lippen und Nasen, oder wegen eines Ohrläppchens.)

Indeß will ich die Sache nur kurz ausdrücken; ich halte es durch das Beyspiel einiger der weisesten Leute für völlig bewiesen, daß die Zuneigungen durch etwas, was sich nicht angeben läßt, gefesselt werden, oder in den Worten von Corneille:

„Par un je ne sais quoi — qu'on ne peut exprimer.“

Drey und dreyßigster Brief.

Paris, den 14. Decemb. 1801.

Ich habe schon von dem *Pont neuf* geredet; öst- lich davon sind die kleinen Inseln in der Mitte der Seine mittelst verschiedener Brücken mit den Ufern in Verbindung gesetzt; indeß es deren an der westlichen Seite nur zwey giebt, obgleich eine dritte noch angelegt werden soll, und es waren schon Arbeitsleute, vor dem letzten Anschwellen des Flusses beschäftigt. Die Pfähle zum Grunde der- selben einzurammeln. Ich will jetzt diese beyden Brücken beschreiben, und mit dem

Pont National

anfangen.

Vor der Revolution führte diese Brücke den Namen *Pont Royal*, indem sie Ludwig der Vier- zehnte hatte bauen lassen, und die Kosten dazu aus seiner Chatoulle bestritt; er ließ sie statt einer hölzernen bauen, welche dem Louvre gegenüber ge- standen, und im Jahre 1684 vom Eise fortgetrieben war. Man hält sie für eine der festesten Brücken in Paris, und sie war bis zur Existenz des *Pont de la Concorde*, die einzige, welche grade über den Fluß gebauet war, ohne von den vorher erwähn-

ten Inseln Vortheil zu ziehen. Sie steht auf vier Pfeilern, welche mit den beyden Enden fünf elliptische Bogen von einer hübschen Form bilden. Die Wölbung des mittlern Bogens beträgt zwey und siebenzig Fuß, die der beyden angränzenden sechs und sechszig, und die der beyden darauf folgenden sechszig. An beyden Seiten befindet sich ein erhöhtes Pflaster für Fußgänger; in der Mitte, sollte ich glauben, wäre hinlängliche Breite, daß vier Wagen neben einander passiren können.

Gabriel hatte diese Brücke nach den Zeichnungen von Mansard angefangen. Die Arbeit war schon im Gange, als er, bey einem Pfeiler, an der Seite der Vorstadt St. Germain, nicht damit zu Stande kommen konnte, das Wasser auszuschließen. Ein Jakobiner, aber nicht ein Klubist, sondern ein Jakobiner-Mönch, Namens Francois Romain, der eben die Brücke von Strasburg beendigt hatte, und welchen der König hierauf zur Hülfe der französischen Baumeister holen ließ, hatte die Ehre, das Uebrige des Ganzen zu vollenden.

In der Zeit von Heinrich *IV*. gab es keine Brücke über diesen Theil des Flusses, über den er sich in dem ersten Boote, welches sich ihm darbot, überfahren zu lassen pflegte. Als er eines

Tages von der Jagd in einem simpeln Jagdhabit zurückkehrte, und nur zwey oder drey Leute bey sich hatte, stieg er auch in einen Kahn, um sich von der Vorstadt St. Germain nach den Tuillerien übersetzen zu lassen. Da er merkte, daß ihn der Schiffer nicht kannte, so fragte er ihn, was die Leute vom Frieden sagten, nämlich von dem Frieden von Verrins, der eben geschlossen war. „Bey meiner Treue! ich begreife diesen Frieden gar nicht," versetzte der Schiffer, „auf allen Dingen liegen Taxen, und sogar auf diesem elenden Boot, womit es mir sehr schwer wird mein Brodt zu verdienen." — „Und denkt denn der König nicht darauf, diese Auflagen zu vermindern?" versetzte Heinrich. „Der König ist gut genug;" erwiederte der Schiffer, „allein er hat da eine Dame, welche so viele schöne Anzüge und Tand bedarf, und wir sind es, die dies alles bezahlen müssen. Man würde übrigens von beyden noch nicht so viel übeles denken, wenn sie sich nur zu ihm allein hielte; allein man versichert, sie lebe mit mehrern andern."

Heinrich den Vierten ergötzte diese Unterhaltung so sehr, daß er den nächsten Morgen den Schiffer holen, und ihn alles dasjenige wörtlich in Gegenwart der Herzogin von Beaufort wieder=

holen ließ, was er den Abend vorher geäußert hatte. Die Herzogin, die hierüber sehr aufgebracht wurde, wollte, daß er gehangen werden sollte. „Sie sind eine närrische Frau, sagte Heinrich; dieß ist ein armer Teufel, den die Armuth in übele Laune gebracht hat. Künftig soll er keine Abgaben mehr von seinem Boote zahlen, und ich bin überzeugt, er wird dann jeden Tag singen: „*Vive Henri quatre! Vive Gabrielle!*“

Das nördliche Ende des *Pont national* steht dem Flügel des Schlosses der Tuillerien gegenüber, der den Namen des Pavillon de Flore führt. Von der Mitte dieser Brücke sehen Sie die Stadt in einem äußerst merkwürdigen Gesichtspunkt. Hier pflegte häufig der berühmte Marschall de Catinat es zu seinem Morgenvergnügen zu machen, seinen Standpunkt zu nehmen und seine Börse, während dessen, daß er die schöne Aussicht genoß, den Armen, die vorbey gingen, zu öffnen. Jener philosophische Krieger versicherte nie etwas gesehen zu haben, welches dem Anblick von hier aus gleich käme. In der That, von der einen Seite sehen Sie die herrliche Gallerie des Louvres, die von jenem Schlosse bis zu den Tuillerien geht; und an der andern das *Palais du Corps Législatif*, und eine lange Reihe von andern sehr schönen Ge-

bäuden, welche die Quays an jedem Ufer des Flusses einfassen.

Diese Quays, beynahe dreyßig an der Zahl, sind mit Steinen gedeckt, und mit Mauern umgeben, welche einem bis an die Brust gehen, die an achtzehn oder zwanzig verschiedenen Orten offen sind, und da Wasserplätze bilden. Da die Seine so in ihr Bett eingeschränkt ist, so hat das Auge hier nie irgend ein Mißfallen durch die Ansicht von muddigen Ufern, so wie man sie an der Themse sieht; auch wird die Nase nicht durch den Geruch beleidigt, welcher von den Unreinigkeiten herrührt, welche die Kloaken in den Fluß bringen.

Die Galiote von St. Cloud geht regelmäßig vom *Pont National* ab. Ehemals pflegte es an Sonntagen und Feyertagen ein recht unterhaltender Anblick zu seyn, die Pariser in Menge in dieß Schiff kommen zu sehen. Diejenigen, welche zu spät kamen sprangen in das erste ledige Boot, welches häufig umschlug, entweder durch die Ungeschicklichkeit des Schiffers, oder weil es überladen war. Durch die Zufälle ward es den Böten der Seine verboten, mehr als sechszehn Personen einzunehmen.

Vor wenigen Jahren war eine Reise nach St. Cloud zu Wasser, eine bedeutende Tour für

manche Pariser, wie Sie dieß aus dem Gemählde ersehen können, welches unter dem Titel einer „*Voyage de Paris à Saint Cloud par mer, et le retour de Saint Cloud à Paris par terre*“ erschienen ist.

Wenn man den Ufern der Seine gegen Westen folgt, so kommt man zunächst zu dem

Pont de la Concorde.

Diese Brücke, die man schon längst gewünscht hatte, und wozu auch seit langer Zeit das Projekt gemacht war, ward 1787 angefangen und 1790 beendigt. Das gegen Süden gelegene Ende steht dem *Palais du Corps Législatif* gegenüber; während das nördliche Ende sich dem *Place de la Concorde* gegenüber befindet, wonach dann die Brücke nicht nur benannt ist, sondern auch jede Veränderung von Namen hat erleiden müssen, welche jener Platz selbst erfahren hat.

Das leichte Ansehen derselben fällt denjenigen weniger auf, welche den *Pont de Neuilly* gesehen haben, wobey Perronet, der Brücken- und Heerstraßen-Bauer, sich durch den Bau, der beynahe flachen Bogen, außerordentlich hervorgethan hat. Diese Brücke rührt gleichfalls von ihm her; sie ist vier hundert und zwey und sechszig Fuß lang

und acht und vierzig breit. Sie besteht, so wie der *Pont National* aus fünf eliptischen Bogen. Die Wölbung des mittlern Bogens beträgt neun und sechszig Fuß; die der Seitenbogen sieben und achtzig, und die derer am Ende acht und sechszig. Unter einem der letztern befindet sich ein Pfad zum Ziehen zur Erleichterung der Schiffahrt.

Die Pfeiler, welche neun Fuß dick sind, haben auf ihren Vorbauen eine Art Pilaren, die einen Kranz von fünf ein halb Fuß Höhe halten. Perpendikular mit diesen Pilaren sollen sich eben so viele Pyramiden erheben, worauf ein Geländer mit einer Ballustrade anzubringen sind; bey allen diesen Arbeiten will man eben so viel Eleganz anbringen, als man an den Bogen jetzt Größe des Planes und Genauigkeit der Ausführung wahrnimmt.

Wenn ich über diese Brücken ging hab' ich doch öfters daran gedacht, wie sehr die Pariser uns wegen der Lage unserer Hauptstadt beneiden müssen. Hätte die Seine, so wie die Themse, den Vortheil, den mäßig starken Winden trotz zu bieten, und durch die regelmäßige Ebbe und Fluth die Produkte der vier Welttheile an die Quays zu bringen, welche ihre Ufer einfassen, was für ein Gewinn würde dieß nicht für ihren geringen

Handel seyn! Wie würde ihr Stolz nicht dadurch befriedigt werden, wenn sie sähen, wie die Schiffe ihre reichen Ladungen am Fuß des *Pont de la Concorde* ausschiffen ließen! Das Projekt des Kanals von Languedoc muß wahrscheinlich zuerst größere Schwierigkeiten dargeboten haben; indeß wußte man doch diese durch Talente und Ausdauer zu einer Zeit zu beseitigen, wo die Wissenschaft von dem Gebrauch der Maschinen jeder Art noch lange nicht so weit fortgerückt war, als sie es jetzt ist.

Es erhellet aus einer Nachricht von Abbon, einem Mönch der Abtey *St. Germain des Prés*, daß im Jahr 885 die Schweden, Dänen und Normänner, fünf und vierzig tausend an der Zahl, ankamen, um Paris zu belagern, mit sieben hundert Schiffen außer den Böten, so daß nach diesem Schriftsteller, der ein Augenzeuge hievon war, sich die Seine, zwey Meilen in die Länge, mit ihren Schiffen bedeckt befand.

Julius Cäsar erzählt im dritten Buche seiner Commentarien, daß, zu der Zeit, als Gallien von ihm überwunden wurde, er in einem Winter sechs hundert Schiffe von dem Holze bauen ließ, welches in den um Paris liegenden Gegenden wuchs; und daß er darauf im folgenden Frühjahr seine

Armee, Kavallerie und Infanterie, die Vorräthe und die Bagage einschiffte, die Seine damit nach Dieppe herabsegelte, und von dort nach England hinüberging, welches, wie er sagt, von ihm erobert ward.

Vor ungefähr vierzig Jahren zog diese Idee die Aufmerksamkeit sehr auf sich. Im Jahre 1759 warf die Akademie der Wissenschaften und Künste von Rouen folgende Preisfrage auf: „war die Seine ehemals nicht schiffbar für Schiffe von einer größern Last, als die sind, welche jetzt darauf gebraucht werden; und giebt es keine Mittel ihr diesen Vortheil wieder zu verschaffen?" Im Jahr 1760 ward die Preisaustheilung verschoben, indem die übergebenen Memoirs der Akademie nicht genugthuend schienen. Als im Jahre 1761 diejenigen, welche sich um den Preis bewarben, nicht glücklicher waren, so veränderte man den Gegenstand der Aufgabe.

Ungeachtet dessen findet man doch, daß der Kapitain Berthelot den ersten August 1766 in einem Schiffe von hundert sechszig Tonnen Last wirklich bis zum *Pont Royal* kam. Er fuhr den 22sten desselben Monats mit Waaren wieder ab; die Tiefe des Wassers betrug fünf und zwanzig Fuß, und sie war fast dieselbe als er den Fluß

hinauf fuhr. Das Schiff brachte von Rouen nach Paris sieben Tage unterweges zu; allein ein oder zwey Jahre vorher legte ein anderes Schiff, Saumon genannt, denselben Weg in vier Tagen zurück.

Sachverständige haben die obige Idee für ausführbar erachtet, und die Berechnung der nothwendigen Arbeiten, welche einige geschickte Planaufnehmer unterzeichnet hatten, ward dem damaligen Ministerio vorgelegt. Der Betrag war sechs und vierzig Millionen Livres oder 1 Million 916,000 Pfund Sterling.

Allein was kann man an die Stelle der Fluth setzen? Dieß ist ein Vortheil, der in kommerzieller Hinsicht der Stadt London immer einen Vorzug vor Paris zusichern muß. Würde die Seine auch wirklich schiffbar für Schiffe von bedeutender Größe gemacht, so müssen sie doch immer einen bedeutenden Theil den Strom hinauf gezogen werden, oder so lange warten, bis sie, mittelst mehrerer auf einander folgender Winde im Stande sind, wider den Strom durch die verschiedenen Krümmungen zu segeln; da hingegen der Schiffahrt nichts von mehrerm Vortheil seyn kann als die Lage von London. Sie bietet alle die Vortheile eines Seehafens dar, ohne die Gefahren desselben zu haben. Wäre jene Hauptstadt

tiefer herunter angelegt, nämlich gegen die Mündung der Themse zu, so würde sie mehr den Angriffen eines auswärtigen Feindes ausgesetzt seyn, so wie auch den unreinen Ausdünstungen sumpfiger Moräste. Hätte man sie hingegen nach dem Fluß höher hinauf gebauet, so würden Schiffe von einer größern Last nicht haben hinan kommen können.

Auf solche Art kann Paris durch keine Art von Erfindung oder menschlichen Fleißes in Ansehung des Handels London gleich kommen; wenn man auch annähme, daß Frankreich so viele Leute haben könnte, die das Kapital und den Unternehmungsgeist besäßen, in Hinsicht welcher die englischen Kaufleute bis dahin noch keinen ihres Gleichen haben.

Indeß kann nicht eben dieser Vorrang in Ansehung des Handels zu unserm Ruin führen, gerade wie die riesenmäßigen Eroberungen von Frankreich auch wohl zu ihrem Unglück den Weg bahnen? Ach! die Erfahrung von Jahrhunderten beweiset diese äußerst niederschlagende Wahrheit, die Raynal auch wiederholt: „der Handel, sagt jener berühmte Verfasser, findet zuletzt seinen Untergang in den Reichthümern, die er anhäuft, so wie jeder mächtige Staat den Grund seiner

eigenen Zerstörung dadurch legt, daß er seine Eroberungen weiter ausdehnt."

Vier und dreyßigster Brief.

Paris, den 16ten Decembr. 1801.

Nichts von dem, wozu ich mich gegen Sie anheischig gemacht, überzeugt mich mehr von meinem Mangel an Ueberlegung, und beweiset, daß mein Eifer gegen meine Beurtheilungskraft zurückstehen muß, als das Versprechen, Ihnen einige Ideen über

die französische Litteratur

zu entwerfen.

Ich fühle es, es wäre nothwendig gewesen, mehrere Jahre in Frankreich gewohnt zu haben, in der Absicht, jenes große Reich bloß in diesem Gesichtspunkte zu beobachten, um im Stande zu seyn, mein Wort so halten zu können, daß es meiner und auch des Gegenstandes selbst würdig wäre. Es würde nöthig seyn einen starken Band von vernünftigen Dingen zu schreiben; und in einem Briefe müßte ich sie in gedrängter Kürze und mit Wahrheit vortragen; Skizzen mit Ge=

schwindigkeit und Klarheit entwerfen; kurz positive Resultate angeben, und vom Allgemeinen nicht abweichen, indem Sie über diesen Gegenstand nichts als einen Brief und nicht ein Buch verlangen.

Jetzt zur Sache. Ich will die Litteratur in doppeltem Sinne betrachten. Zuerst an sich selbst; und dann ihre Verbindungen mit den Wissenschaften und den Personen, welche regieren. In England glaubt man, oder wenigstens geben es einige Zeitungen und periodische Blätter so zu verstehen, daß die Litteratur seit den letzten zwölf Jahren in Frankreich ganz darnieder läge. Dieß ist ein Irrthum. Die Irrwege, worauf sie gerathen ist, hat man für ihren völligen Untergang angenommen. Sie ist der Revolution in allen ihren Gestalten gefolgt.

Zur Zeit der konstituirenden Versammlung ging die französische Litteratur auf Politik und Beredsamkeit. Es sind jetzt noch schöne Stücke von der schnell vorüber gehenden Existenz jener Versammlung übrig. Mirabeau, Barnave, Cazales, Maury und dreyßig andere Hauptschriftsteller bezeugen diese Wahrheit. Nichts kam aus ihrem

Munde oder aus ihrer Feder, welches nicht zugleich von Philosophie und von ihrer Kenntniß der Litteratur gezeigt hätte.

Unter der gesetzgebenden Versammlung und zur Zeit des Konvents wurden die Anstalten des Reichs, in Betreff der Wissenschaften, wenig geachtet. Gelehrte wurden selbst das Opfer der politischen Kollisionen ihres Vaterlandes; indeß ward die Litteratur unter verschiedenen Formen beständig fort befördert. Diejenigen, welche sich als ihre Unterdrücker zeigten, sahen sich genöthigt, die feine Sprache, welche sie allein nur hat, anzunehmen, und dieß zu der Zeit, wo sie gegen sie als Feinde auftraten.

Unter der Regierung des Direktorii richtete Frankreich, welches von seinem Unglück niedergebeugt war, seine Aufmerksamkeit auf die Errichtung einer neuen Anlage, welche den menschlichen Kenntnissen überhaupt unter dem Namen eines Nationalinstituts geweihet seyn sollte. Die Litteratur sammelte dort alle ihre Bruchstücke, und diejenigen, welche dort die Litteratur als Mitglieder dieser Anstalt befördern, sind ihres Amts nicht unwürdig. Die Personen, welche, ungeachtet ihrer allgemein gegründeten Ansprüche, nicht in diese Gesellschaft zugelassen werden, verdanken dieß

Schicksal nur moralischen oder politischen Ursachen, die ich nicht berühren könnte, ohne mich mehr mit den Personen, als mit der Sache selbst zu beschäftigen.

Die Vertheidiger der französischen Revolution, welche so vieles großes Vermögen gleich gemacht, behaupten, daß sie wirklich einen hohen Grad von Behaglichkeit unter die geringen Klassen gebracht hat. Wenn es in Frankreich, wie man dieß annehmen kann, weit weniger Leute giebt, die in Reichthümern schwelgen, so giebts auch derer, wie ich höre, weit weniger, welche in Armuth schmachten. Angenommen, daß diese Bemerkung genau wahr ist, so kann sie sehr passend auf die französische Litteratur angewandt werden. Frankreich besitzt zwar keinen Voltaire oder Rousseau mehr, um den Scepter der literärischen Welt zu schwingen; allein sie hat eine Menge Stufen in der Litteratur, sowohl zum allgemeinen Interesse, als auch bloß zum Vergnügen, und diese sind sehr gut besetzt. Wenige Literati sind ohne Beschäftigung, und noch weniger sind ihren Geschäften nicht gewachsen. Die Stelle eines Mitgliedes des Instituts, ist eine wirklich öffentliche Stelle, welche der Staat belohnt. Dieser und einigen wenigen andern

Ur-

Ursachen, die Ihnen sogleich aufstoßen, müssen Sie es beymessen, daß die Litteratur in Frankreich jetzt jenen Charakter von Ernsthaftigkeit anzunehmen anfängt. Die Scheinheiligkeit der Schule des Dorat würde ausgepfiffen werden. Hier werden die Leute nicht mit den Grazien streiten; allein sie werden ihnen auch gar kein Opfer weiter bringen, auf Kosten des Menschenverstandes.

In dieser litterarischen Republik giebts eben so, wie ehemals, wie Sie sich leicht denken werden, dieselben Leidenschaften, dasselbe kleinliche Wesen, dieselben Intriguen um Ruhm zu erlangen, und um in dieser Sphäre zu bleiben; allein alles dieß macht weit weniger Lärm bey den gegenwärtigen Umständen. Hiedurch ist eben die Idee gekommen, als hätte die Litteratur in Hinsicht ihres innern Werths sowohl, in der Form als im Betreff des Gegenstandes abgenommen; dieß ist wieder ein Irrthum. Die französischen Gelehrten sind meistens eine lärmende Klasse von Leuten, die sich gern berühmt machen, selbst dadurch, daß sie ihre Pretensionen geltend machen; aber zum großen Bedauern einiger derselben legen die gemeinen Leute in diesem Lande jetzt bloß einen wahren Werth auf ihre Zwistigkeiten, welche ehemals die allgemeine Aufmerksamkeit

auf sich zogen. Die Revolution ist ein so großes Ereigniß, sie hat Dinge von so großem Interesse übern Haufen geworfen, daß niemand sich weiter schmeicheln darf, irgend ein Interesse in Ansehung seiner Person zu wecken, als wenn er große Thaten verrichtet.

Ich muß hier bey dieser Materie ein entscheidendes Bekenntniß ablegen, und gestehen, daß die schöne Litteratur, die sonst den ersten Grad in der Wagschale der moralischen Reichthümer dieser Nation ausmachte, wahrscheinlich den Vorrang und den Einfluß nicht mehr ganz haben wird. Die Wissenschaften haben in der öffentlichen Meinung einen Vorzug erhalten, welcher aus der Natur der Sache selbst fließt; ich meine nämlich den Nutzen. Der Titel „Savant" ist jetzt gerade nicht glänzender als ehemals; allein er giebt einen höhern Werth; er führt zu bedeutenden Stellen und zu Reichthümern. Die Wissenschaften haben für diese Nation so viel ausgerichtet in der Zeit der Staatsumwälzung, daß sie entweder aus Instinkt oder aus überlegter Dankbarkeit ihre Partheilichkeit für die Savants oder Gelehrten zum Nachtheil der Literati deutlich zu erkennen gegeben hat. Die Wissenschaften sind mit dem Stolz und dem Nationalreichthum genau verbunden, indeß

die schöne Litteratur nur die Eitelkeit und das Interesse einiger wenigen Individuen betrift. Diesen Unterschied fühlt man deutlich; er hat die Billigung des Publici erhalten, und dieses hat seine Stimme nach dem Verdienste der Gegenstände abgemessen. Da man auf die Art auf ihre individuelle Wichtigkeit Rücksicht nimmt, so sehe ich voraus, diese natürliche Klassifikation wird glückliche Folgen nach sich ziehen, sowohl in Hinsicht der Wissenschaften, als auch in Rücksicht der schönen Litteratur.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß wenige eigentliche Gelehrte mit der schönen Litteratur ihres Landes ganz unbekannt waren; sie suchten entweder in ihr Erholung, oder ihre Absicht ging dahin einen begeisternden Styl, eine fließende Beredsamkeit, eine Harmonie, einen Pomp im Ausdruck sich dadurch eigen zu machen; auf die Art mußten dann die abstraktesten Betrachtungen von den Philosophen und Leuten von Geschmack gut aufgenommen werden. Sehr wenigen Personen, die sich mit der schönen Litteratur beschäftigten, blieben auf der andern Seite die Philosophie und die Wissenschaften, und vor allem übrigen die Kenntniß der Natur fremd. Auf die Art sind sie in dem Zeitalter, worin sie leben, und welches offenbar dem Studio der Natur günstig ist,

nicht zu weit zurück, und können ihren Gedanken mehr Farbe und Festigkeit dadurch verleihen, indem sie ihre Vergleichungen mit dem ewigen Vorbilde von allem, was groß und schön ist, vervielfachen.

Es ist schon so oft wiederholt worden, daß Homer, Ossian und Milton alles, was je zu ihrer Zeit bekannt war, gewußt hätten; daß sie zugleich die größten Physiker und die besten Moralisten des Zeitalters gewesen wären, und daß diese Wahrheit Eindruck auf die meisten in den schönen Wissenschaften erfahrnen Personen gemacht hat; da dieser Antrieb nun einmal da ist, und die Erziehung heut zu Tage durch die Vermindrung unnöthiger Anstrengungen in der Seele der aufblühenden Jugend Platz zu mehrern nützlichen Dingen gelassen hat, so scheint es mir ausgemacht, wenn man die Analogie und den Stufen der menschlichen Verbesserung folgt, daß die Wissenschaften, Philosophie und schöne Litteratur eines Tages in Frankreich nur eine gemeinschaftliche Herrschaft haben werden, so wie sie dort jetzt mit den Künsten nur einen Vereinigungspunkt haben.

Die französische Regierung hat denen, die sich mit der schönen Litteratur beschäftigten, so wie auch den Künstlern dadurch geschmeichelt, daß sie

sie zu sich und zu ihren Ministern gerufen, um ihren Rath in den Materien des Geschmacks zu vernehmen; oder damit sie als eine Zierde ihrer Macht, und als eine größere Pracht der Krone des Ruhms, womit sie sich zu umgeben sucht, dienen sollten; allein im Allgemeinen sind offenbar die wichtigen und dauerhaften Auszeichnungen nur wissenschaftlichen Personen, nämlich Chymisten, Naturforschern und Mathematikern vorbehalten; sie haben Sitz im Senat, im Tribunat, im Staatsrath und in allen übrigen Administrationen; indeß La Harpe, dieser große Litterator, selbst nicht einmal Mitglied des Instituts ist, und Stunden giebt, welche ohne Zweifel eben so vieles Interesse für das Publikum haben, als sie für ihn vortheilhaft sind, und ihm wenigstens so viel eintragen, als seine Kenntnisse ihm Ruhm erworben haben.

Aus dem, was ich angeführt, folgt: daß die französische Litteratur von dem Sturm der Revolution offenbar nicht gelitten hat; nur ihre Richtung und ihre Mittel sind verändert; ihr bleiben noch Talente übrig, reife Talente, Talente, welche im Zustande der Prüfung sind und viel versprechen.

Gescheute Leute nähren große Hoffnung von dem heftigen Stoß, welchen die Revolution der

Seele der Menschen gegeben hat; von der Unruhe, die in ihrem Herzen noch fort arbeitet, von dem Saft voller Leben, der mit Schnelligkeit noch durch diesen politischen Körper läuft. „Den Partheyen ist der Mund gebunden, allein der unruhige Geist tobt noch unter dem Zaum der Gewalt; wenn man Mittel finden kann, ihn zu zwingen, daß er sich auf solche Gegenstände ausläßt, welche in das Reich der Einbildung und der Empfindung des Schönen gehören, so wird das Resultat davon ein großes Glück für Frankreich werden, indem den Künsten und den schönen Wissenschaften und selbst dem Handel jener Ueberfluß von Hitze und Aktivität wieder gegeben wird, welcher nicht länger ohne Gefahr bey politischen Gegenständen angewandt werden kann.

Dieselben Personen, deren ich eben erwähnt habe, versichern: England würde selbst in seinem litterarischen und scientifischen System eine heilsame Erschütterung empfinden durch die Leitung, welche hier der öffentliche Geist erhalten hat. Sie erwarten mit Ungeduld, daß die englische Regierung zu einer großen Maaßregel zum öffentlichen Nutzen, die Hände bieten wird, damit die Rivalität, welche zwischen den beiden Nationen in politischer und militärischer Hinsicht herrschte, und wozu jetzt kein Grund mehr da ist, bald in

Frankreich das thätigste und mächtigste Triebmittel zu seiner innern Verbesserung werden möge.

Von allen Arten der schönen Litteratur ist die epische Dichtkunst die einzige, welche in Frankreich nicht zu solcher Höhe gediehen ist, daß sie einen Tasso oder Milton aufweisen könnte. Seine Poeten sind glücklich in die Fußtapfen von Ariost getreten, ohne ihn jedoch zu übertreffen. Aus dieser Schule sind zwey neue epische Gedichte hervorgegangen; nämlich: *La guerre des Dieux payens contre les Dieux chretiens* von Parny, und *La Conquête de Naples* von Gudin. Jener Dichter zeichnet sich durch eine leichte Versification, durch eine launige und fruchtbare Einbildungskraft aus, obgleich diese doch viel zu frey ist. In der Schule von Dorat erzogen, besitzt er seine Fülle und Grazie, ohne seine Fatuität zu haben. Seine Elegieen sind eines Tibullus würdig, und an seinen flüchtigen Stücken hat sowohl Witz, als Empfindung gleichen Antheil: so ist auch das, was Chautreu schrieb, indeß mit mehrerer Nachlässigkeit. Der andere Dichter hat geglaubt an die Stelle der Energie und Grazie, welche seinem Stücke Leben verleihen sollten (das Subjekt betrachtet er nur in einem lustigen und satyrischen Lichte) eine wahrlich

ermüdende Menge von Incidentpunkten bringen zu können. Man denke sich drey sehr große Bände in oktav für ein Gedicht, welches nur einen von mittelmäßiger Größe erfordert hätte, und dabey noch eine häufig vernachlässigte Versification — dieß sind zwey bedeutende Fehler, welche die Franzosen nicht leicht übersehen werden. Nirgends ist die Kritik strenger, auf der einen Seite gegen die Fülle, welche unfruchtbar ist; und auf der andern, gegen die wesentliche Komposition des Verses, der immer mit Grazie fließen muß, selbst da, wo er dem Zwange unterliegt. Der Katholicism hat indeß eben so wenig Ursach mit den schlüpfrigen Scenen, die in diesem Buche vorkommen, zufrieden zu seyn, als das Christenthum überhaupt mit den ausschweifenden Gemählden von Parny; indeß ist Gudin weit weniger gefährlich für Rom, da er lange nicht so häufig wird gelesen werden.

Einige Schriftsteller haben ihre Arbeiten der Tragödie gewidmet, während des Laufes der Revolution. Chenier hat ein ganzes Theater hervorgehen lassen, welches, seiner Fehler ungeachtet, doch für die Nachwelt bleiben wird, indem er gesucht, diese durch Schönheiten zu verstecken. Arnault und Mercier von Compiegne sind zwey

junge Autoren, die in der Schule von Ducis, jetzt dem Vater aller tragischen Schriftsteller, erzogen worden zu seyn scheinen. Die von ihnen herausgegebnen Stücke sind gut aufgenommen und erwecken recht viele Hoffnung.

Die Komödie hatte eine große Unterstützung unter der Tyranney von Robespierre, an Fabre d'Eglantine. Diesem Poeten fehlte es selten an guter Aufnahme seiner Stücke; er entwarf nur kühne Charaktere, und setzte sich selbst, zufolge seines eigenen Verdienstes, zwischen Molière und Destouches. Colin d'Harleville und Lecouvé geben angenehme Stücke, welche Beyfall finden. Sie zeichnen mit Leichtigkeit und Grazie die Dummheiten und die Launen der Gesellschaft; allein ihren Stücken fehlt es am Knoten und an Handlung. Fabre d'Eglantine zeichnet in starken Farben jene schrecklichen Laster, welche das Gesetz nicht erreichen kann. Seine Stücken sind stark verwebt, und entwickeln sich leicht. Picard scheint Goldoni, den berühmten venetianischen Komiker, sich zum Modell genommen zu haben. So wie jener ein herrlicher Mahler, ein Schriftsteller aus Trieb, bringt er, mit zu bewundernder Fruchtbarkeit, eine Menge interessereicher Komödien hervor, über die das Pu-

blikum lacht, daß ihm Thränen in den Augen stehen, welche dann und wann aber auch große Lektionen geben. Palipos, Cailhava und Mercier leben zwar noch, schreiben indeß gar nichts außerordentliches mehr.

Ich will nur wenig von der französischen Beredsamkeit erwähnen. Unter der neuen Regierungsform haben die Redner weniger Gelegenheit, und auch weniger Raum, um ihre großen Talente so zu zeigen, als während der ersten Jahre der Revolution. Zwey Glieder der Regierung, Cambacères und Lebrun, haben sich in dieser Laufbahn durch kurze logische Beweisgründe, helle Ideen und beurtheilungsvolles Genie ausgezeichnet. Benjamin Constant und Guingené, Mitglieder des Tribunats, zeigten sich voriges Jahr, wie ich höre, zu ihrem Vortheile in einigen Stücken voll Energie und Weisheit. Demeunier und Boissi d'Anglas sind die sehr geübten Redner des Tribunats; allein derjenige, welcher in der Hinsicht den Beyfall der ganzen Versammlung, und selbst von Frankreich besitzt, ist Daunou. Am Aeußern mangelt es ihm, allein seine Gedanken kommen auf einmal von einem warmen Herzen und aus einer offenen Seele, die ein ausgezeichneter Verstand leitet;

und seine Ausdrücke kündigen gleich die Quelle an, woraus sie fließen.

Einige trefliche historische Werke sind während der letzten zehn Jahre in Frankreich erschienen; allein mit Ausnahme der berühmten Reisen von La Perouse, Baudin, Sonnini, Labillardière, Olivier, André, Michaud u. s. w. ferner die ausgenommen, welche von den Künsten, Wissenschaften und den Gebräuchen von Griechenland handeln, z. E. die Reisen von Anacharsis, von Pythagoras, oder von Antenor; endlich die Werke ausgenommen, wovon der Gegenstand sich nicht auf Frankreich einschränkt, z. E. das *Précis de l'histoire génerale* von Anquetis, muß man sehr behutsam in Ansehung des Verdienstes solcher Werke seyn, die mittelbar oder unmittelbar über die Revolution, ihre Ursachen und Folgen, geschrieben worden sind. Die Leidenschaften sind noch nicht genug besänftigt, um daß man nicht zu besorgen hätte, der Partheygeist mische sich unter die Menschen und in die Wahrheit. Die größten Talente sind in dieser Hinsicht nur die treulosesten Führer. Man versichert mir indeß, daß es doch einige wenige Werke giebt, die sich durch eine philosophische Unpartheylichkeit empfehlen; indeß ist mir keines

davon zu Gesicht gekommen. Ein schönes Werk erwartet man aus der Feder des berühmten Volney. Dies ist nämlich ein *tableau des Etats unis;* mit Bedauern vernehme ich, daß die Erscheinung desselben durch die Krankheit des Verfassers zurückgehalten wird.

Romane kommen grade, wie bey uns, in erstaunlicher Menge heraus, werden aber eben so auch wieder vergessen. Die Wuth nach Frekationen und magischen Gespenstern fängt an hier abzunehmen. Die Franzosen behaupten, sie sey von uns zu ihnen übergegangen, z. E. durch die Schule der Madam Radcliff u. s. w. Sie versichern auch, daß die Politik der royalistischen Parthey die Verbreitung solcher Todtengeschichten und Ideen und Illusionen mit sich bringe; indem diese, nach ihrer Behauptung, dazu dienen sollen, ihre Landsleute durch den Eindruck eines neuen moralischen Schreckens wiederum zu dem einfältigen Blendwerke der katholischen Religion, zurückzuführen. Sie sehen mit Freude, daß der Geschmack am Vergnügen, die Oberhand erhalten hat, wenigstens in Paris, und daß die Romane in der englischen Manier niemand anders des Abends beym Kamin zum Zittern bringen, als die alten Mütterchen aus den fremden Departements.

Die geringern Gattungen der schönen Litteratur, so wie der Apolog, oder die moralische Fabel, die jetzt nicht viel im Gange ist; die Idyllen, deren Kultur vorzüglich für ländliche und mahlerische Gegenden paßt; die politische Satyre, welche nie verfeinerter ist, als unter dem Einfluß einer willkührlichen Gewalt; diese Arten, denen ich auch noch das Mondrigal und Epigramm beyfügen möchte, werden hier nicht allgemein genug kultivirt, um daß ich deren einer besondern Erwähnung thun sollte.

Am Ende einer Revolution, die so mit Blut befleckte Perioden gehabt hat, mußte die Romanze viel bearbeitet werden, und sehr in Achtung stehen. Dieß ist auch wirklich so gewesen, zumalen von Seiten empfindsamer Seelen, und ebenfalls nicht wenig aus Partheygeist; es war wahrscheinlich, daß dieß der Fall seyn würde, seitdem es sein am meisten rührender Karakterzug ist, über den Gräbern seine Traurigkeit erkennen zu geben.

Le Brun und Chenier haben die lyrische Poesie zu einer Höhe gebracht, die eines Johann Baptista Rousseau würdig ist. Der erstere zumal wird durch sein Interesse bis auf die späteste Nachwelt erhalten; indeß bis jetzt die lyrischen

Produkte von Chenier noch immer der Reize der musikalischen Harmonie bedurft haben. Fontanes, Cubières, Pons de Verdun, Baour Lornian und Despaze stehen auf einer niederern Stufe, und lassen uns immer im Andenken, daß De Lille und der Chevalier Bertin noch leben; deren flüchtige Stücke indessen zu Zeiten manche schöne Stellen enthalten.

Wenn Sie erfahren werden, daß Paris von allen Städten der Welt diejenige ist, wo die Wuth zu tanzen ganz nationalisirt ist; wo in den vergoldeten Zimmern der schönsten Theile der Stadt bis zu den raucherichen Zimmern der dunkelsten Vorstädte mehrere Sprünge in der gehörigen Kadence gemacht werden, als in irgend einem andern Theile der Erde, so werden Sie sich nicht wundern, wenn ich einen besondern Artikel für eine der Gattungen der schönen Litteratur bestimme, der am nähesten mit jenem, die Pariser Schönen auszeichnenden Vergnügen verwandt ist, und wodurch Mercier zu sagen sich bewogen gefunden hat, daß die französische Hauptstadt die Ginguette von Europa wäre; nämlich für den Gesang. Vielleicht würde der Einfluß, welchen die Vokalmusik auf die französische Revolution gehabt hat, zu einem neuen und interessanten

Gegenstand dienen, worüber sich schreiben ließe. Jedermann weiß es, daß die Franzosen singend in die Bataillen marschirt sind. Indeß geht dieser Gegenstand nicht nur über meine Kräfte, sondern er würde mich weit über den mir vorgesetzten Plan hinausführen.

Es mag hinlänglich seyn, wenn ich Ihnen hier sage, daß in Paris eine Art von lyrischer Manufaktur existirt hat, die unter dem Namen „*Diners du Vaudeville*,“ deren Mitglieder sich mehrere Jahre hindurch anheischig machten, jeden Monat eine Sammlung von sehr angenehmen und einnehmenden Liedern zu liefern. Diese Produkte sind ziemlich voll Anspielungen, mehr oder weniger verhüllet, auf die politischen Begebenheiten des Augenblicks; selten hat man sie als sehr gefährliche Waffen gegen Personen oder Einrichtungen angesehen. Die Freunde der Fröhlichkeit und des Weines sind selten böse und gefährliche Politiker. Dieß Land besitzt eine große Menge derselben, welche die Talente, die eine feierliche obrigkeitliche Würde erfordert, mit aller der Leichtigkeit des witzigsten und aufgewecktesten Bonvivants verbinden. Ich will nur gleich Francois de Neufchateau, die beyden Segurs, Piis u.s.w. anführen. Andere, wie z.E. Barré,

Desfontaines und Ratet, schränken sich blos auf die Arbeiten als Liederverfertiger ein, und schreiben lediglich für die kleinen musikalischen Theater, oder zur Ausfüllung der müssigen Stunden ihrer Landsleute, und für ihre Abendvergnügen.

Unmöglich kann ich diese Skizze von der schönen Litteratur Frankreichs endigen, ohne ein Wort von den Journalen zu erwähnen, welche ich gelesen habe, und die hiezu besonders geschrieben werden. Der *Mercure de France* ist eins von denen, die man am meisten schätzt. Gewohnheit sowohl, als Partheygeist tragen dazu bey das Glück dieses Journals zu machen. Es giebt noch ein anderes, an dessen Spitze ein Mitglied des Instituts, Namens Pougens steht; es erscheinet unter dem Titel: *Bibliotheque françoise*, und man spricht sehr vortheilhaft davon. Indeß dasjenige, welches unter dem Titel: *Décade philosophique*, alle zehn Tage heraus kommt, ist das Beste in dieser Art. Es hat eine Gesellschaft von gescheuten, gut unterrichteten, und ihrem Vaterlande sehr zugethanen Gelehrten zu Verfassern; und sie geben darin eine gute Analyse von allem neuen, was in den Künsten, Wissenschaften und der schönen Litteratur erscheint. Unge-

geachtet dessen geschieht diese so sorgsam geleitete Arbeit doch ganz ohne Privatinteresse. Dieß ist die einzige Unternehmung der Art, welche den Associirten keinen Unterhalt gewährt, und die nur durch einen freywilligen Eifer unterhalten wird.

Ohne grade den Titel dieser eben erwähnten Zeitschrift tadeln oder billigen zu wollen, will ich hier nur bemerken, daß das Wort *Decade* mit dem Worte *philosophique* verbunden in den Augen vieler Leute doppelt gemißbilligt wird; und daß heut zu Tage mehr als je diese beyden Worte, in der allgemeinen Meynung mit einer Verbannung bezeichnet werden, die auf alles zurückfällt, was zur Wissenschaft der Philosophie gehört.

Jetzt wäre der Augenblick, um sowohl die geheimen, als die angegebenen Ursachen genau zu untersuchen, die zu dem Zurückschreiten geführt haben, welches man in Frankreich in den Ideen wahrnehmen kann, von denen man bis dahin glaubte, sie verbreiteten das Licht der Vernunft. Jetzt wäre der Augenblick, um die neue Regierung von Frankreich zu beobachten, die da sucht, den einen durch den andern im Gleichgewicht zu halten, die Meynungen, die in der Republik ihr

ren Ursprung haben, und die, welche täglich aus der Monarchie citirt werden; folglich auch zwey Partheyen, die eben so unzufrieden damit sind, sich nicht einander unterdrücken zu können; kurz indem sie sie durch ihren erstaunlichen Einfluß in der Anwendung ihrer Kraft, wenn sie sich verirren, oder unnützerweise sich für ihr Interesse erschöpfen wollen, im Zaum hält. Wollte ich aber diese Materien berühren, so müßte ich aus dem Fach der schönen Litteratur herausgehen, welches jetzt das einzige ist, wovon ich genau unterrichtet bin; Sie stellen sich indeß leicht vor, wie schlecht ich vor Ihnen erscheinen würde, wenn ich hier in die Politik gehen wollte, welches für mich wahrscheinlich den Nachtheil haben würde, daß ich große Anstrengung anzuwenden hätte, ohne mich deßhalb der Hoffnung erfreuen zu dürfen, Sie nur im geringsten belehren zu können.

Fünf und dreyßigster Brief.

Paris, den 18. Decemb. 1801.

Da Paris durch die Seine getheilt ist, so trägt es sich öfters zu, daß man sie mehr als einmal täglich passiren muß. Ich will Sie daher mit den Brücken bekannt machen, welche mit ihren Ufern jene Inseln in Verbindung setzen, die in dem Theil des Flusses liegen, den ich noch nicht beschrieben habe. Ich möchte es sonst vergessen, ihrer weiter zu erwähnen, und dieß wäre doch eine wesentliche Auslassung.

Ich will also die Gelegenheit nehmen, das *Palais de Justice*, und die Kathedralkirche, *Notre Dame*, zu besehen. Oestlich vom *Pont-neuf* kommt man zuerst zum

Pont au Change.

Diese Brücke, welche vom nördlichen Ufer der Seine nach der *Ile du Palais* führt, ist eine der ältesten in Paris. Ob sie gleich, so wie alle übrigen, wovon jetzt die Rede seyn wird, nur über einen Kanal des Flusses geht, so hieß sie doch *le grand Pont*, bis zum Jahr 1141, wo sie ihren jetzigen Namen erhielt, als Ludwig *VII.* hier alle Geldwechseleyen von Paris errichten ließ.

Sie hieß auch *Pont aux Oiseaux*, weil die Vögelverkaufer die Erlaubniß erhielten: ihr Gewerbe hier unter der Bedingung zu treiben, daß zwey hundert Dutzend Vögel losgelassen würden, in dem Augenblick, wenn die Könige und Königinnen vorüberfuhren, auf ihrem Wege nach der Cathedralkirche, am Tage ihres öffentlichen Einzuges. Diese Gewohnheit sollte andeuten, daß, wenn das Volk unter der vorigen Regierung unterdrückt gewesen wäre, ihm seine Rechte, Freyheiten und Privilegien unter dem neuen Monarchen völlig wiedergegeben würden.

Beym öffentlichen Einzug der Isabelle von Bayern, der Gemahlin Karls des *VI.*, befestigte ein Genueser ein Seil an eine der Spitzen der Kirchthürme von *Notre Dame*, und an eins der Häuser auf dieser Brücke: er stieg hierauf hinunter, tanzte auf dem Seile mit einer angezündeten Fackel in der Hand. Als ein Engel gekleidet setzte er eine Krone auf das Haupt der neuen Königin, und indem er wieder auf das Seil stieg, erschien er von neuem in der Luft. Man fügt noch hinzu, daß, da es schon dunkel gewesen sey, ganz Paris und die umherliegenden Gegenden ihn gesehen hätten.

Die Brücke war damals von Holz erbauet,

und auch mit hölzernen Häusern bedeckt. Zwey Feuersbrünste, wovon die eine im Jahre 1621, und die andere 1639 statt hatte, veranlaßten, daß sie 1647 von Stein wieder aufgebauet ward.

Der *Pont au Change* besteht aus sieben Bögen. Ehe die Häuser niedergerissen wurden, welche bis 1786 an jeder Seite von dieser Brücke standen, war der Weg für drey Wagen breit genug.

Wenn man über die *Ile du Palais* von Norden nach Süden geht, um sich von dem *Pont au Change* nach dem *Pont St. Michel* zu begeben, so passirt man vor der Fronte des

Palais de Justice.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts fing Eudes dieß Schloß zu bauen an. Es ward hierauf von Robert, dem Sohne von Hugo Capet, von dem heiligen Ludwig, und von Philip dem Schönen, vergrößert. Unter Karl dem Fünften, der es verließ, um das Hotel St. Paul zu beziehen, welches er hatte aufbauen lassen, war es nichts weiter, als eine Sammlung großer Thürme, die mittelst Gallerieen mit einander in Verbindung standen. Im Jahre 1383 machte es Karl *VI.* zu seiner Residenz. Im Jahr 1431

überließ es Karl der *VII.* dem Parlement von Paris. Indeß nahm Franz *I.* doch einige Zeit seine Wohnung darin.

In dem großen Saale dieses Schlosses empfingen die Könige von Frankreich ehemals die Bothschafter, und gaben öffentliche Unterhaltungen.

Am weißen Sonntag 1313 schlug Philip der Schöne seine drey Söhne hier zu Rittern mit allen Ceremonieen des alten Ritterwesens. Unser unglücklicher König, Eduard *II.*, und seine abscheuliche Gemahlin Isabella, die dazu geladen waren, gingen deßhalb über das Meer, und waren bey diesem Feste zugegen, nebst einer Menge englischer Baronen. Es dauerte acht Tage, und die Geschichtschreiber reden davon, daß es äußerst kostbar gewesen sey.

Dieser sehr schöne Saal, nebst einem großen Theil des Schlosses, wurden 1618 in Asche verwandelt; hierauf ward er, so wie er jetzt ist, unter der Leitung des geschickten Baumeisters, Jacques de Brosse, wieder gebauet. Er ist sowohl geräumig als majestätisch, und der einzige Saal dieser Art in Frankreich; die Bogen und Arkaden, die ihn tragen, sind von gehauenen Steinen.

Ein anderes Feuer, welches im Jahr 1776

ausbrach, verzehrte den Theil, der sich von der Gallerie der Gefangenen bis zur heiligen Capelle erstreckt, die Ludwig der heilige gegründet hatte, und wo vor der Revolution eine Menge kostbarer Reliquien gezeigt wurden. Die Verheerungen, welche dieß Feuer veranlaßt hatte, wurden 1787 wieder ausgebessert, und der Raum in der Fronte ward durch die Errichtung von gleichförmigen Gebäuden, in Gestalt eines halben Mondes, sichtbar. An die Stelle der beiden finstern gothischen Thore ist ein eisernes Gitter von hundert und zwanzig Fuß Breite gekommen, durch welches man einen großen Vorhof, den zwey Flügel von neuen Gebäuden bilden, wahrnimmt, so wie auch eine majestätische Façade, worin sich ein Eingang in das Innere des Schlosses befindet.

In diesem Vorhofe ward Madam Lamotte, die im Jahre 1786 in der Halsbandsgeschichte die bekannte Rolle spielte, öffentlich gepeitscht. Ich befand mich zu derselben Zeit in Paris, war aber bey der Exekution nicht gegenwärtig.

In dem Gitter sind drey Thore; das mittlere ist mit Guirlanden und andern vergoldeten Verzierungen versehen. An den beyden Enden befinden sich Pavillons mit vier dorischen Säulen geschmückt. Gegen den *Pont St. Michel* ist eine

Fortsetzung des Gebäudes mit einem Basrelief geziert, welches jetzt *le Serment civique* heißt.

An dem äußersten Ende einer Treppe sieht man einen Vorsprung mit vier dorischen Säulen, eine Ballustrade über dem Gebälk, vier Statuen, die mit der Basis der Pfeiler gleich stehen.

Diese Treppen führen zu der Krämergallerie, die an der einen Seite die *Sainte Chapelle*, an der andern den großen Saal, *la Salle des Procureurs* genannt, haben. In diesem großen Saal befinden sich Läden, worin sowohl Eßwaaren, als Pampflets zu haben sind; diese scheinen indeß, seitdem die Parlamente nicht mehr existiren, wenig Kunden zu haben, eben so wie auch die der Galanteriehändlerinnen in den andern Gallerieen.

In der ehemals sogenannten *grande Chambre*, wo das Parlament seine Sitzungen zu haben pflegte, hielt der unglückliche Ludwig *XVI.* im Jahre 1788 das berühmte *Lit de Justice*, worin D'Espresmenil, einer der Glieder des Parlaments dem Königthum den ersten Stoß versetzte; indeß ward dieser Stoß durch ein *Lettre de cachet* gerächt, der ihn nach der Insel *de St. Marguerite* exilirte, welche deshalb bekannt ist, daß sie zum Gefängniß für jenen großen Mann

diente, der gezwungen war, immer eine eiserne Maske zu tragen. Den Muth dieses Parlamentsraths, eines Adlichen und Deputirten des Adels, kann man als das *primum Mobile* der Revolution ansehen. Unter dem Despotism des Hofes trotzte er aller seiner Rache, allein in der Folge gab er ein außerordentliches Beyspiel der Unbeständigkeit des menschlichen Herzens. Als er nämlich alle Parlamente gegen das königliche Ansehen aufgebracht hatte, ward er nachher wieder der demüthige Diener der Krone.

Nach der Revolution ward das *Palais de Justice* zum Sitz des Revolutionstribunals gewählt, wo die Satelliten von Robespierre, nicht damit zufrieden, sechzig Schlachtopfer zugleich zum Schaffot zu schicken, sich über die Unzulänglichkeit ihrer Mittel beklagen, alle Feinde der Freyheit zur Untersuchung bringen zu können. Dumas, einstens Präsident dieses blutgierigen Tribunals, machte seinen Kollegen den Vorschlag zu dem Saale, wo das Tribunal seine Sitzungen hielt, noch einen Theil des großen Saals des Schlosses hinzuzufügen, um dort zugleich fünf oder sechshundert Schlachtopfer versammeln lassen zu können; und als man ihm hierauf bemerklich machte, daß solch ein Anblick endlich beym Vol-

ke Widerwillen erregen möchte, erwiederte er: „gut, es giebt nur ein Mittel, um unsere Absicht zu erreichen, ohne irgend ein Hinderniß, nämlich indem man in dem Hofe von jedem Gefängniß eine Guillotine errichten, und die Gefangenen dort während des Nachts hinrichten läßt.“ Hätte Robespierre's Fall nicht auch den seiner blutdürstigen Anhänger nach sich gezogen, so scheint es gar nicht zweifelhaft, daß man diesen Plan schnell in Ausführung gebracht haben würde.

Nichts kann den Wechsel der menschlichen Begebenheiten mit stärkern Farben zeichnen, als die Uebergänge dieser kritischen Periode. Dumas, der diesen Vorschlag gemacht, und zum Theil seinen unbarmherzigen Hang dadurch befriedigt hatte, daß von ihm wenige Stunden zuvor das Todesurtheil von sechzig Schlachtopfern unterzeichnet war, ward den Tag darauf vor dasselbe Gericht geführt, welches aus seinen Mitschuldigen oder vielmehr aus seinen Kreaturen bestand, und von diesen zum Tode verurtheilt. Auf solche Weise bestätigte die Erfahrung die allgemeine Bemerkung, daß die Mannichfaltigkeit und Größe der Bestrafungen eine herannahende Revolution ankündigt. Die Ströhme von Blut, wel-

che Tyrannen vergossen haben, sind am Ende von ihrem eigenen noch mehr angeschwellet worden.

Statt für dieses Bluttribunal ist das *Palais de Justice* jetzt für die Sitzungen von drey Tribunalen eingerichtet, welche folgende Namen führen: nämlich das *Tribunal de Cassation, Tribunal d'Appel*, und *Tribunal de première Instance*. Das erste derselben befindet sich in den Audienzzimmern des ehemaligen Parlaments; indeß die *grande Chambre* zu den Versammlungen seiner vereinigten Sectionen bestimmt ist. Die Verzierung dieses großen Zimmers ist jetzt ganz verändert; es ist in dem antiken Styl verschönert; und jemand, der es besähe, könnte glauben, er befände sich zu Athen.

An das *Palais de Justice* stößt das berüchtigte Gefängniß, welches in den frühen Perioden der Revolution so gefürchtet war, die

Conciergerie.

Weder das Talent, noch die Tugend oder der Patriotism konnten zu einer Zeit diejenigen, welche diese beneidenswerthen Eigenschaften besaßen, gegen diese unglücklichen Aufenthaltsorte schützen. Lavoisier, Malsherbes, Condorcet u. s. w. wurden dort eingemauert, ehe sie zur Guillotine kamen.

Hier lebte eben so die unglückliche Marie Antoinette auf eine trostlose Art vom zweyten Jul. 1793 bis zum 13ten October, dem Augenblick, wo sie verdammt wurde. —

Als sie nach dem Gefängniß zurückgeführt ward, um vier Uhr des Morgens, nachdem ihr ihr Urtheil vorgelesen war, zeigte die unglückliche Königin eine Geistesstärke, welche der Tochter der erhabenen Maria Theresia würdig war. Sie bat um einen Aufschub von einigen Stunden, um sich zum Tode zuzubereiten, und wünschte, man möchte sie allein in dem bis dahin von ihr bewohnten Zimmer lassen. Sobald sie allein war, legte sie ihre Trauerkleidung, welche sie seit dem Tode des Königs getragen, ab, zog weißes Zeug an, warf sich auf das Bett, und schlief bis eilf Uhr desselben Morgens; wo man sie aufweckte, um sie zum Schaffot zu führen.

Wenn man fortfährt, über die *Ile du Palais*, in einer mehr südlichen Richtung zu gehen, so kommt man zum

Pont St. Michel.

Diese Brücke steht in grader Linie mit dem *Pont au Change*, und ist über den südlichen Kanal des Flusses gelegen. Sie war ehemals

von Holz; allein da sie öfters zerstört worden ist, so ward sie 1618 von Stein wieder aufgebauet, und an beyden Seiten mit Häusern bedeckt. Von dem *Pont-neuf* aus hat der hintere Theil dieser Gebäude ein äußerst unangenehmes und schmutziges Ansehen. Man sagt, sie sollten niedergerissen werden, so wie es mit denen schon der Fall gewesen ist, welche auf den andern Brücken standen.

In harten Wintern, wenn es vieles Eis in der Seine giebt, ist es lustig anzusehen, wie, sobald das Thauwetter eintritt, die Familien ihre Wohnungen verlassen, gleich wie Ratzen, und aus Furcht, diese baufälligen Gebäude möchten in den Fluß fallen, ihre schätzbaren Sachen mitnehmen. Diese weise Vorsicht befiehlt schon die Kenntniß dieser Brücken; da sie nämlich von Holz gebauet, und schon oft durch das Eis oder durch große Ueberschwemmungen weggeführt worden sind.

Der *Pont St. Michel* besteht aus vier Bogen. Seine Länge beträgt zwey hundert acht und sechzig Fuß, und seine Breite sechzig, die Häuser mit eingerechnet, zwischen denen sich ein Weg für drey Wagen befindet.

Wenn man, um sich nicht in engen schmutzigen Straßen zu verirren, auf demselben Wege

zurückkehrt, zum nördlichen Ufer der Seine, und dann westlich geht, längst dem *Quai de Gèvres*, der zum Theil auf Pfählen gebaut ist, die in das Bett des Flusses eingerammelt sind, so kommt man nach dem

Pont Notre Dame.

Da eine hölzerne Brücke, welche hier sonst stand, häufig durch Ueberschwemmungen fortgetrieben ward, so ordnete Ludwig *XII.* die jetzige von Stein an, die 1499 angefangen und 1507 beendigt ward. Man bauete sie nach dem Plan eines Franziskaners, Namens Joconde, aus Verona gebürtig; sie wird durchgehends wegen der Festigkeit sowohl, als wegen der Schönheit ihrer Architektur bewundert. Sie besteht aus sechs Bogen, und ist hundert sechs und siebenzig Fuß lang. Es stießen sonst Häuser daran, diese sind aber 1786 niedergerissen; hiedurch ist dieser Theil luftiger, und folglich gesunder geworden.

Auf dieser Brücke war es, daß der päbstliche Legat die kirchliche Infanterie der Ligue am 3ten Januar 1590 die Revue passiren ließ. Kapuziner, Franziskaner, Jakobiner oder Dominikaner alle hatten sie ihr Kleid aufgenommen, ihre Kutte nach hinten geworfen einen Helm auf

dem Kopf, ein Panzerhemd an, ein Schwerdt an der Seite und eine Muskete auf der Schulter; so marschirten sie vier neben einander und wurden von dem ehrwürdigen Bischof von Senlis, der ein Sponton trug, angeführt. Indeß da einige von diesen heiligen Soldaten vergaßen, daß ihre Gewehre geladen wären, und den Legaten zu grüßen wünschten, so tödteten sie dichte neben ihm einen seiner Kapelläne. Als Sr. Eminenz fanden, daß es warm bey dieser Revue zu werden anfing, eilten sie den Seegen zu ertheilen und verschwanden.

Fortgesetzt d. 18. December.

Als ich noch einmal zwey Drittel der *Ile du Palais* in einer Richtung von Norden nach Süden passirte, und mich dann östlich wandte nach der *Rue de Calandre* zu, so kam ich nach der

Cathedrale de notre Dame.

Diese Kirche, die erste, welche je in Paris gebauet wurde, ward um das Jahr 375 unter der Regierung von dem Kaiser Valentinian *I.* angefangen. Sie hieß dann St. Etienne, und es gab deren keine andere in dieser Stadt im Jahre 1522, als Childebert, Sohn von Clovis, sie aus-

besserte und vergrößerte, und noch eine neue Basilika hinzufügte, welche *à notre Dame* geweihet ist.

Noch vorher zur Zeit von Tiberius stand auf dem nämlichen Fleck ein Altar in freyer Luft, der dem Jupiter und andern heidnischen Gottheiten geweihet war, und wovon sich noch ein Theil im Museo der französischen Monumente in der *Rue des Petits Augustins* befindet.

Diese beyden Kirchen waren noch ums Jahr 1160, unter Ludwig dem Jungen, vorhanden, wo der Bau der jetzigen Cathedrale zum Theil auf dem Grunde von jenem anging. Sie ward erst 1185 beendigt, während der Regierung von Philipp August.

Diese gothische Kirche ist eine der schönsten und größten in Frankreich. Sie hat ein majestätisches und ehrwürdiges Ansehen, und wird von hundert und zwanzig Säulen getragen. Sie ist drey hundert und neunzig Fuß lang, hundert vier und vierzig breit und hundert achtzig hoch.

Man muß nicht erwarten, die sechs und zwanzig Könige, die Wohlthäter dieser Kirche von Childerich *I.* bis auf Philipp Augustus vierzehn Fuß hoch hier stehen zu finden, welche auf derselben Linie, über drey Thoren der Hauptfaçade zu sehen waren. Sie sind zusammen unter den Streichen

der

der Bilderstürmer gefallen, und jetzt hinter der Kirche aufgehäuft. Dort liegt der runde Charlemagne mit seiner Pfeife im Munde, und Pipin der Kurze mit seinem Schwerdt in den Händen, und ein Löwe als Emblem des Muths unter seinen Füßen. Der letztere, gleich Tydeus, der in der Iliade vorkommt, obwohl klein von Figur, besaß viel Kühnheit, wie dies aus folgender Anekdote, die ein Mönch von St. Gall von ihm erzählt, erhellet.

Es ist bekannt, daß in vorigen Zeiten Könige ein Vergnügen daran fanden, wilde und gefräßige Thiere auf einander zu hetzen. Bey einem solchen Kampfe eines Löwen mit einem Bullen, in der Abtey Ferrières, legte Pipin der Kurze, der da wußte, daß einige Edelleute kürzlich ihren Spaß an seiner kleinen Figur hatten, ihnen folgende Frage vor: „wer von ihnen hat Muth genug, diese schrecklichen Thiere zu tödten, oder sie von einander zu bringen? Als er hierauf sahe, das keiner derselben vorwärts ging, und daß der Vorschlag allein sie schon zum Schaudern brachte, so fügte er hinzu: „Nun gut, so will ich selbst diese That verrichten.“ Er gieng demnach von seinem Sitz herunter, zog sein Schwerdt, tödtete den Löwen, nahm mit einem zweyten

Hiebe den Bullen den Kopf weg, und indem er dann ergrimmt, die Spötter ansahe, sagte er: „Wisset, daß die Figur nichts zum Muthe thut, und daß ich Mittel finden werde, die stolzen Personen zu Boden zu beugen, die es wagen, mich zu verachten, grade wie der kleine David den Riesen Goliath bezwang.“ Daher kommt das Attribut, welches der Statue des Königs Pipin gegeben ist, die noch vor kurzem die Façade von *Notre Dame* geziert hat.

Die Gruppen von Engeln, Heiligen und Patriarchen, die ihr jetziges Daseyn ihrer großen Anzahl verdanken, zeigen dem Auge des Beobachters jene burleske Vermischung von dem Weltlichen mit dem Religiösen, welche in den symbolischen Vorstellungen des zwölften Jahrhunderts so gewöhnlich ist. Diese Figuren schmücken die dreyfache Reihe von den Rändern der Bogen der drey Eingänge.

Zwey ungeheure viereckige Thürme, jeder zwey hundert zwey Fuß hoch, und die oben ein plattes Dach haben, zieren jedes Ende der Cathedrale. Man steigt hinauf auf einer Wendel-Treppe von drey hundert und achzig Stufen, und ihre Verbin-

dung hat mittelst einer Gallerie statt, die nur von gothischen Pfeilern getragen wird, welche aber so leicht sind, daß sie Bewunderung erwecken.

Außer den sechs Glocken, welche, nebst dem kleinen Glockenstuhl, der sie enthielt, verschwunden sind, waren in dem Thurm zwey, deren jede vier und vierzig tausend Pfund wog.

Am Fuß des nördlichen Thurms befindet sich der Zodiakus, welchen Herr Le Gentil, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, beschrieben hat. Die Gothen hatten von den Indianern diese Gewohnheit, auf solche Art die ländlichen Arbeiten beym Eingang in die Tempel vorzustellen, geborgt.

Ein anderes gothisches Basrelief, welches man an der linken Seite wahrnimmt, wenn man in das große Thor hineintritt, stellt ohne Zweifel jene verdammte Seele vor, die, nach der Sage, sich von der Todtenbare erhob, während des Gottesdienstes, um ihre eigene Verdammung auszusprechen.

Keine von den fünf und vierzig Kapellen haben nur die geringste Spur von ihren Verzierungen behalten. Diejenigen, welche der Wuth der neuern Vandalen entgiengen, sind in das Museum der französischen Monumente gebracht worden,

Die merkwürdigsten sind die Statue von Peter de Gondi, Erzbischoff von Paris, das Mausoleum der Grafen Harcourt, welches seine Wittwe, die Artemisia unserer Zeiten, gezeichnet, und Pigalle verfertigt hat, und eine Gruppe, welche das Gelübde des heiligen Ludwigs vorstellt, von Coustou dem ältern. Sechs Engel, welche man an dem weitern Ende des Chors gesehen hat, sind ebenfalls dorthin gebracht.

Die Chorsitze stellen in viereckigen und ovalen Abtheilungen sehr schön gearbeitete Basreliefs dar, welche Gegenstände, die aus dem Leben der heiligen Jungfrau, oder aus dem neuen Testament genommen sind, enthalten. Von den beyden bischöflichen Kanzeln, die sich am hintersten Ende befinden, stellt die eine, nämlich die des Erzbischoffs, das Märterthum des heiligen Dionysius, die andere, gegenüber, die Kur des Königs Childebert, dar.

Einige alte Tapeten, die sparsam um das Chor herum hängen, machen, daß man das schöne, so herrlich gearbeitete eiserne Gitter bedauert, womit es eingefaßt war, so wie auch einige schätzbare Gemählde, die nun die große Gallerie des Centralmuseums der Künste zieren.

Das Schiff eben so nackt als das Chor und

der Ort, wo der Hochaltar steht, waren, so weit es der Raum erlaubte, mit Gemählden zwölf Fuß hoch bereichert worden, welche lange Zeit jeden ersten May von der Gesellschaft der Goldschmiede und der Brüderschaft von St. Anne und St. Marcel, zum Geschenk überreicht waren.

Auf dem letzten Pfeiler des Schiffs, an der rechten Seite, befand sich eine Statue zu Pferde von Philipp von Valois. Dieser König ward hier vorgestellt, das Visier herunter, das Schwerdt in der Hand, und vom Kopfe bis zu Fuß auf dieselbe Art bewaffnet, wie er in die Kathedralkirche *de notre Dame* nach der Schlacht von Cassel 1328 ritt. Am Fuß des Altars ließ er sein Pferd, so wie auch die ganze Rüstung, welche er in der Schlacht getragen hatte, als ein Opfer für die heilige Jungfrau, nachdem er Gott und ihr, erzählen die Geschichtschreiber, für den Sieg gedankt, den er durch ihre Vermittelung erlangt hatte.

Ueber den Seitenwegen, sowohl des Chors als des Schiffes, befinden sich große Gallerien, die durch kleine Pfeiler von einem einzigen Stücke getrennt, und mit eisernen Balustraden eingefaßt sind. Hier stellen sich die Zuschauer her, um große Ceremonien mit anzusehen. Von ihren

Balkons hingen sonst die den Feinden abgenommenen Fahnen herab, jetzt sind sie hingegen im *Temple de Mars* zu sehen.

Die Orgel, welche gar nichts gelitten zu haben scheint, hält man für eine der lautesten und vollkommensten in Frankreich. Man erzählt, daß Daquin, ein unvergleichlicher Organist, der 1781 starb, einst die Nachtigall so vollkommen darauf nachahmte, daß jemand, der zur Kirche gehörte, auf das Dach derselben geschickt wurde, um zu sehen, ob er jenen schönen Vogel nicht entdecken könnte. Einiges von dem gemahlten Glase ist sehr schön. Zwey Rosen, die so wieder hergestellt sind, wie sie ursprünglich waren, die eine an der Seite des erzbischöflichen Schlosses im Jahre 1726, und die andre über der Orgel im Jahr 1780, beweisen durch ihren Glanz, daß die Neuern, in Ansehung der Kunst auf Glas zu mahlen, den Alten nicht so weit nachstehen, wie man dieß gemeiniglich glaubt.

Würden Sie aus Neugierde das Haus von Fulbert, dem Kanonikus, den man für den Onkel der zärtlichen Heloise hält, betrachten, wo dieses berühmte Frauenzimmer die Tage ihrer Jugend zubrachte, so müssen Sie durch das Kloster von *Notre Dame* in die Straße hineingehen,

welche zum *Pont-Rouge* führt, der seitdem weggenommen ist. Es ist das letzte Haus rechts unter der Arkade, und leicht durch zwey an der Façade erhaltene Medaillons von Stein zu unterscheiden, ob es gleich in einem Zeitraume von sechs hundert Jahren, mehrere male neu gebauet ist. Alle diejenigen, welche über die Alterthümer von Paris geschrieben haben, sagen von diesen Medaillons, sie seyen die wahren Portraits von Abelard und Heloise. Es steht zu vermuthen, daß sie ursprünglich auch so gewesen seyn mögen; allein, ohne grade ein Kenner zu seyn, kann jedermann entdecken, daß das Costum der Figuren, so wie man sie jetzt sieht, weit neuer ist, als das, welches dem zwölften Jahrhundert eigenthümlich ist; woraus sich auch schließen läßt, daß, indem die Originalportraits entweder durch die Zeit zerstört sind, oder durch die Veränderungen, welche das Haus hat ausstehen müssen, diese Brustbilder von einem neuern, grade eben nicht talentvollen Bildhauer verfertigt worden sind.

Wenn man von der Kathedralkirche durch die Straße *Notre Dame* geht, und sich dann links drehet, und den *Marché Palu* erreicht, so kommt

Petit Pont.

So wie der *Pont St. Michel* befindet sich diese Brücke über dem südlichen Kanal des Flusses, in gerader Linie mit dem *Pont Notre Dame.* Sie hat ihre Erbauung folgendem Umstand zu danken.

Vier Juden, die da angeklagt waren, einen der ihrigen, der die Religion verändert, getödtet zu haben, wurden verdammt, öffentlich durch die Straßen der Stadt, an vier auf einander folgenden Sonntagen, gepeitscht zu werden. Als sie die Hälfte ihrer Strafe ausgestanden hatten, bezahlten sie 18,000 Franken in Golde, um von der andern Hälfte befreyet zu werden. Dieß Geld ward zur Erbauung des *Petit Pont* bestimmt, wozu Karl der sechste 1395 den ersten Stein legte.

Im Jahre 1718 fingen zwey mit Heu beladene Barken Feuer, und als sie losgemacht waren, wurden sie unter die Bogen dieser Brücke getrieben, die in Zeit von vier Stunden in Feuer aufgieng, so wie auch die darauf befindlichen Häuser. Das folgende Jahr ward sie wieder aufgebauet, aber ohne Häuser.

Wenn man östlich gehet, längst den Quays der *Ile du Palais,* so stößt man auf den

Pont au Double.

Diese kleine Brücke, welche hinter dem Hotel Dieu, wovon ich künftig reden werde, steht, ist bloß für Fußgänger bestimmt, so wie dieß der Pont Rouge auch war. Die letztere war der Kommunikationspunkt zwischen der Cité und der *Ile St. Louis;* allein die häufigen Reparaturen, die sie erforderte, veranlaßten, daß sie 1791 weggenommen ward, ob es gleich nach dem Plan von Paris das Ansehen hat, als ob sie noch da wäre. Indeß ist jetzt die Sache in Ueberlegung, ob statt dieser nicht eine steinerne gebauet werden soll. *)

Angenommen, Sie sind nun wieder an das nördliche Ufer der Seine gekommen, mittelst des *Pont Notre Dame*, so folgen Sie den Quays, welche jenes Ufer einfassen bis an den

Pont-Marie.

Diese Brücke dient zur Kommunikation zwischen dem *Port St. Paul* und der *Ile St. Louis.*

*) In diesem Augenblick sind die Arbeitsleute in dem Bau von drey neuen Brücken begriffen. Die erste, deren ich schon erwähnt habe, wird zur Kommunikation zwischen dem ehemaligen Collège des quatre Nations und dem Louvre dienen; die zweyte zu der zwischen der Ile du Palais und der Ile St. Louis; und die dritte zu der zwischen dem Jardin des Plantes und dem Arsenal.

Der *Pont-Marie* ward nach dem Brückenbauer benannt, mit dem Heinrich *IV.* einen Kontrakt zur Erbauung der Brücke geschlossen hatte; als dieser Fürst aber ermordet wurde, so legten der junge König und Ludwig *XIII.* den ersten Stein dazu im Jahre 1614: sie ward beendigt und mit Häusern eingefaßt im Jahr 1635. Sie besteht aus fünf Bogen. Die Länge derselben beträgt drey hundert Fuß, und die Breite zwey und sechszig. Als eine Ueberschwemmung zwey Bogen weggeführt hatte im Jahr 1658, wurden sie wieder hergestellt, allein die Häuser nicht wieder aufgebauet, und die noch übrigen 1789 niedergerissen.

Wenn man durch die *Rue des deux Ponts* geht, welche in einer graden Linie mit dem *Pont Marie* liegt, so kommt man zu dem

Pont de la Tournelle.

Diese Brücke hat ihren Namen von dem *Chateau de la Tournelle*, welches an die *Porte St. Bernard* stößt, wo die Galeerensklaven ehemals so lange pflegten einquartirt zu werden, bis man sie zu den verschiedenen öffentlichen Arbeiten geschickt hatte. Sie hat sechs Bogen von einer festen Bauart und an jeder Seite einen Fußweg.

Jetzt kennen Sie alle verschiedenen Brücken

von Paris; würden Sie indeß lieber in einem Boot über die Seine fahren, so giebt es dort verschiedne Fähren zwischen den Brücken und an andern passenden Orten. Hier treffen Sie einen Schiffer, der Sie für einen Sous hinüberfährt, Sie mögen der Herr oder ein Bedienter seyn. So wie der alte Fährmann Charon macht er keinen Unterschied in Ansehung der Personen.

Sechs und dreyßigster Brief.

Paris, den 20ten Dec. 1801.

Was für ein reizender Aufenthalt ist nicht Paris für jemand, der tausend oder funfzehn hundert Pfund Sterling jährlich verzehren kann! Die Vergnügungen warten hier nicht auf ihn, daß er sie aufsuchen soll, nein, sie kommen schon von selbst zu ihm; sie entspringen so zu sagen unter seinen Füßen, und bilden ein Gefolge um ihn. Jeder Augenblick des Tages kann demjenigen, der zu genießen versteht, einen neuen Genuß darbieten, und selbst das längste Leben würde bey einem klugen Benehmen nicht leicht die große Menge derselben erschöpfen.

Man hat Paris lange einen Inbegriff der

Welt genannt. Indeß konnte ihm diese Benennung nie paßlicher gegeben werden, als in dem jetzigen Augenblick. Das Kriegesglück hat es zum Centrum der schönen Künste gemacht; zum Museo der berühmtesten Meisterstücke; zum Handelsplatz, wo der Luxus von Europa hineilt, um sich den Ueberfluß desselben zu verschaffen; indeß hat der Geschmack am Vergnügen auch Mittel gefunden, hier allen Genuß zu vereinigen, welchen die Natur ausschließlich andern Klimaten ertheilt zu haben schien.

Jedes Land hat seine Reize und seine Vortheile. Paris allein scheint sie alle mit einander zu verbinden. Jeder Theil, jeder Winkel der Erde scheint darin zu wetteifern, seine Produkte hieher zu bringen. Sind Sie ein Epikuräer? so giebt es keine feine Speise, die Sie nicht in Paris haben könnten. Besuchen Sie gern die Orte der öffentlichen Unterhaltung? so giebt es in Paris kein Schauspiel, welches dort nicht zu sehen wäre. Wünschen Sie ihre Kenntnisse zu erweitern? so giebt es keinen Unterricht, den man dort nicht erlangen könnte. — Sind Sie ein Verehrer des schönen Geschlechts? so giebt es keine Art weiblicher Schönheit, die man in Paris nicht fände. Sind Sie ein Freund von der Ge-

sellschaft von Leuten von außerordentlichen Talenten? so kann man diese in Paris antreffen. Haben Sie einen Hang militärische Gegenstände zu erwägen, so findet man hiezu Gelegenheit in der Unterredung, mit denen dort versammelten Helden. Kurz, jedermann, den entweder die Natur oder das Glück begünstigt hat, eilt nach Paris, um der Gaben der erstern oder des letztern zu genießen.

Ohne aus dieser Hauptstadt zu gehen, können Sie in der Jahrszeit, wo alles anfängt grün zu werden, Idalium besuchen, den Grazien ihren Weihrauch darbringen, und in ihrem Tempel die Königin der Liebe anbeten, während Sie zu Tivoli vielleicht eben so viele Schönheiten und Reize finden, als man ehemals an dem bezaubernden Fleck, an den Ufern des Arno bewundert haben mag, der unter seinem alten Namen Tibur von den römischen Poeten so sehr erhoben wurde; und Dichter beym Boulevard können Sie zu Frascato in jener fröhlichen Jahrszeit, eben so gutes Eis essen, als das war, welches der Kardinal Bernis denen, die ihn besuchten, in der reizenden Villa in der *Campagna di Roma* vorsetzen ließ. Wer braucht daher weiter als

nach Paris zu reisen, um jedes Vergnügens zu genießen?

Wenn nun schon gegen das Ende eines der schreckbarsten und zerstörendsten Kriege, die je geführt wurden, das Nützliche und Angenehme Hand in Hand solche Fortschritte gemacht hatten, was läßt sich nicht von der Ruhe einiger Jahre erwarten? Wer weiß ob nicht des Kaisers Julian's „theure Lutätia" einstens in Ansehung der Pracht mit Theben und seinen hundert Thoren, oder mit dem alten Rom, welches auf sieben Bergen stand, wetteifern kann?

Indeß, wenn sich Tivoli oder Frascati, diese äußerst angenehmen Orte, nur im Frühjahr und im Sommer für diejenigen öffnen, welche das Vergnügen suchen, so können Sie jetzt selbst während der Nebel vom December nach

Paphos

gehen.

Man könnte fast sagen, Sie gingen in diesen Vergnügungsort umsonst hinein; denn, ob man gleich fünf und siebenzig Centimen für den Eintritt der Person zahlt, so können Sie doch Erfrischungen, die so viel als jene geringe Summe betragen, geben lassen, ohne weiter Geld aus der Tasche zu

nehmen, denn die Contremarke, die man an der Thür erhält, wird beym Wirth für baares Geld angenommen.

Diese Spekulation, die erste der Art in Frankreich, die auch vielen Beyfall findet, trägt nach allen Nachrichten auch mit am meisten ein. Es hieße zu streng seyn, wenn man die neuern Besucher von Paphos mit den Bewohnern des im Alterthum bekannten vergliche. Sie dürfen hier keine eleganten Damen oder Muskardins erwarten; allein Sie werden statt deren Schönheiten sehen, welche grade nicht viel Vermögen besitzen, hier eine unschuldige Erholung genießen, und auf eine Zeitlang ihre Sorgen durch den Tanz nach der Musik eines nicht schlecht besetzten Orchesters, vertreiben. Hier tritt die Fröhlichkeit an die Stelle der Langweile einer sechs Tage hindurch dauernden Arbeit, indem sie am Sonntag weggetanzt wird. Kurz, es kommen hier die fröhlichen jungen Leute, Mannspersonen und Mädchen her, die nicht zu der ganz verfeinerten Klasse gehören, um sowohl gesehen zu werden, als selbst zu sehen, und um an dem allgemeinen Vergnügen Theil zu nehmen.

Paphos ist an dem Theile des Boulevards, welchen man *Boulevard du Temple* nennt, wohin

mich neulich Abend die Neugierde trieb. Ich war nämlich nicht weit davon aus einem andern Orte des öffentlichen Vergnügens gekommen, den man

La Phantasmagorie

nennt.

Dieß ist eine Ausstellung in dem *Cour des Capuzins*, der an das Beulevard stößt, wo Robertson, ein geschickter Professor der Physik, sein Publikum durch die Erscheinung von Gespenstern, Phantomen u. s. w. schreckt und ergötzt. In dem Stücke, was ich sahe, *le Tombeau de Robespierre* genannt, treibt er die Illusion außerordentlich weit. Sein physikalisches Kabinet ist vollständig, und die optischen Versuche werden schön ausgeführt. Seine galvanischen Experimente erregen Bewunderung. Er wiederholt die schweren des Herrn Volta, und beweiset ganz deutlich die elektrischen Phenomene der Metallsäule. Hundert silberne Becher und hundert Stücke Zink sind für ihn hinreichend, um daß er Attraktionen, Funken, die Abweichung des Elektrometers und elektrischen Hagel hervor bringen kann. Er ladet hundert Leydensche Flaschen durch die bloße Berührung der Metallsäule. Wie ich höre, ist Robertson der erste, der diese Experimente in Paris angestellt hat, und

und dem es gelungen ist, Volta's Pistole durch einen galvanischen Funken loszuschießen.

Fitzjames, ein berühmter Bauchredner, unterhält die Gesellschaft, und setzt sie wahrlich durch die Anwendung seiner überraschenden Kräfte in Erstaunen.

Sie hätten vielleicht Lust, ihrem Familienzirkel das Vergnügen zu verschaffen, an der Phantasmagorie auch Antheil zu nehmen, obgleich nicht nach einem so großen Maaßstabe, als sie Robertson zeigt. Durch die mir von einem Freund gemachte Mittheilung bin ich glücklicherweise in Stand gesetzt, Ihnen über das Geheimniß Auskunft zu geben, indem nichts bey der Erziehung der Kinder nützlicher seyn kann, als aus ihrer Seele die täuschende Illusion der Geister und Gespenster zu vertreiben, die sie so leicht von ihren Ammen einsaugen. Jetzt zur Sache — Sie brauchen nur den ersten herumreisenden Fremden, welcher durch die Straßen mit einer Laterna Magica geht, hereinzurufen, und ihm ihren Wunsch mitzutheilen; wenn er Einsicht und Geschicklichkeit besitzt, so wird er bald im Stande seyn, Ihnen die Erscheinung der Phantome zu wiederholen: denn indem er seine Laterna Magica näher bringt, oder entfernt, und den Fokus seiner Gläser findet, so

werden Sie sehen, daß sich die Gegenstände verkleinern oder vergrößern auf der weißen Wand, oder auf dem ausgebreiteten Papier.

Die Illusion, wodurch wir uns vorstellen, daß ein Gegenstand, der in allen seinen Theilen größer wird, sich uns nähert, ist die Basis der Phantasmagorie, und um dies mit der Laterna Magica zu bewirken, brauchen Sie nur langsam die Laterne von dem Platz wegzuziehen, worauf das Bild vorgestellt wird, indem Sie die äußere Linse dem Orte näher bringen, worauf der Gegenstand gemahlt ist; dies läßt sich leicht einrichten, indem jenes Glas in einer Röhre, die man hin und her schieben kann, festgemacht ist, so wie bey einem Opernglase. Was das stufenweise Näherbringen der Laterne betrift, so kann man dieß mit gleicher Leichtigkeit bewirken, indem sie auf einen Tisch mit Rollen gestellt wird, und dann können offenbar, mittelst eines einfachen Mechanismus, diese Bewegungen zugleich in gehörigem Maaße ausgeführt werden.

Die Täuschung, wozu die Phantasmagoristen ihre Zuflucht nehmen, wird noch durch das Geheimniß vermehrt, welches vor den Augen des Publici ihre Operationen und ihre optische Instrumente verbirgt; indeß ist es für den, welcher die Phantasmagorie nachmacht, leicht, jenen diesen Vorzug nicht

zu lassen, und die Illusion der Kinder, die er durch diesen Anblick ergötzen will, zu vergrößern. In dieser Absicht braucht er nur die Einrichtung mit dem Papier zu verändern, so daß es von der Decke zwischen ihn und die Zuschauer herunterhängt, grade in der Art, wie ein Vorhang bey einem Theater, der das Publikum von der Bühne trennt. Die Durchsichtigkeit des Zeuges macht, daß die farbigen Strahlen sichtbar werden, und wenn es nicht zu dick und zu fest gewebt ist, so zeigt sich das Bild so deutlich an der einen als an der andern Seite.

Wenn Sie mit diesen Mitteln nun noch die verbinden könnten, welche Robertson anwendet, z. E. schwarze Vorhänge, welche die farbigten Strahlen absorbiren, die kleinen musikalischen Zurichtungen und dergleichen, so könnten Sie alle diese Vorstellungen der Laterna Magica in so viele Phantasmagorien verwandeln, ungeachtet der Priorität in Ansehung der Erfindung, die offenbar dem Vater Kircher, einem deutschen Jesuiten, angehört, der zuerst seine Kenntnisse in Hinsicht des Lichts auf die Zusammensetzung der Laterna Magica angewandt hat.

Die kolorirten Figuren, welche die Phantasmagoristen zeigen, stehen in keiner Verbindung mit

diesen Wirkungen des Lichts; sie sind Bilder, die man mit Goldschlägerhaut, oder mit irgend einer andern durchsichtigen Substanz überzogen hat, worin eine dunkele Laterne verborgen ist. Das Licht dieser Laterne wird ausgelöscht, oder man verbirgt es, indem man an einem Faden zieht, oder eine Feder berührt, grade dann, wenn jemand die Absicht hat, sich der Figur zu bemächtigen, die auf solche Art zu verschwinden scheint.

Die Eigenthümer der großen Vorstellungen der Phantasmagorie vereinigen mit diesen einfachen Hülfsmitteln eine Verbindung verschiedener Wirkungen, welche zum Theil von den Phenomenen der *Camera Obscura* hergenommen sind. Einige Ideen von dem Theil der Physik, den man Optik nennt, und den Newton durch sein Genie und seine Erfahrung erläutert hat, reichen schon hin, um einzusehen, wie diese Erscheinungen hervorgebracht werden; obwohl sie Instrumente und besondere Sorgfalt zur gehörigen Wirkung erfordern.

Dies ist die Erklärung der Phantasmagorie, die von einem gescheuten Beobachter herrührt, dessen Freund sie mir gütigst mitgetheilt hat.

Sieben und dreyßigster Brief.

Paris, den 21. Decemb. 1801.

Wenn Paris dem vermöglichen Mann tausend Vergnügen gewährt, so kann man in Wahrheit sagen, daß es ohne Geld der traurigste Aufenthalt der Welt ist. Wenn man sich dort etwas entziehen muß, so ist dies um desto schmerzhafter, weil das Verlangen oder der Mangel dadurch noch heftiger wird, daß alles, wodurch sie befriedigt werden könnten, dort so prunkvoll, zur Schau gestellt wird. Was kann es für einen unglücklichen Menschen mit einem leeren Beutel grausameres geben, als bey einer Küche eines Restaurateurs vorbeyzugehen, und wenn er dann, vom Hunger geplagt, nicht die Mittel hat, sich ein Mittagsessen zu verschaffen? da seine Geruchsnerven bey einem leeren Magen es noch eher spüren müssen, so kann man sich denken, wie sehr sie, statt daran eine angenehme Empfindung zu haben, das, was er schon aussteht, nur vergrößern. Dieß ist wirklich noch schlimmer als die Strafe des Tantalus, der vor Durst umkam, indem er nicht trinken konnte, ob er sich gleich bis an dem Kinn im Wasser befand.

Wahrlich, theurer Freund, ich würde jedem

Epikuräer rathen, seinen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen. Er braucht sich dort gar nicht mit dem Detail einer Haushaltung abzugeben; und selbst bey der Mühe den Küchenzettel anzusehen, kann er seine Augen an der einladenden Dicke eines welschen Hahns mit Trüffeln angemacht, ergötzen, und auch seinen Appetit dadurch wecken. Ein wilder Schweinskopf, der vor ihn gesetzt wird, mit einer Seviller Pomeranze zwischen den Fangzähnen, ließe ihn vielleicht glauben, er erwäge das wichtigste Interesse des Menschengeschlechts an der Tafel eines östreichischen Staatsministers, oder eines Großbritannischen Staatssekretairs, indeß Pasteten von Chartres oder von Perigord seinem Gaumen alles Feine der französischen Würze darbieten. Diese und eine unendliche Menge Leckerbissen, die eben so einladend sind, könnte er sehen, indem er durch ein *Magazin de Comestibles* ginge.

Unter den Veränderungen, welche hier seit diesen wenigen Jahren eingeführt sind, hab' ich auch viel von den Verbesserungen in der Kochkunst gehört; indeß als ich erst in Paris ankam, war ich so viel hinter einander zum Mittagsessen eingeladen, daß einige Zeit verstrich, ehe ich nur

Gelegenheit haben konnte, in dem Hause irgend eines modigen

Restaurateurs

essen zu können.

Dieß ist ein Titel, der grade in Paris nicht sehr alt ist. Traiteurs sind hier lange gewesen; außer daß man bey ihnen im Hause aß, schickten sie auch so, wie Birch in Cornhill, oder irgend ein andrer bekannter Koch in London, Diners und Soupers nach andern Häusern hin. Allein im Jahr 1765 faßte einer, Namens Boulanger, die Idee, die erschöpften animalischen Funktionen der geschwächten Pariser, durch gute Suppen verschiedner Art, zu restauriren. Da er kein Traiteur war, so schien es, daß er auch nicht die Erlaubniß hatte, Ragouts den Gästen vorzusetzen; statt deren legte er ihnen, außer den restaurirenden Suppen, frische Eyer und ein gekochtes Huhn mit einer guten Sauce vor; diese Gerichte wurden ohne Tischtuch auf kleinen marmornen Tischen aufgetragen. Ueber seine Thür brachte er folgende Inschrift, die er aus der heiligen Schrift borgte, an:

„*Venite ad me omnes qui stomacho laboratis, et ego restaurabo vos.*“

Dieß war der Ursprung des Worts Restaurateur.

Andere Köche als Nachahmer von Boulanger ließen sich nach einem ähnlichen Plan, als Restaurateurs an allen den Orten des öffentlichen Vergnügens nieder, wo dergleichen Anlagen nur zu machen waren. Die Neuheit, die Mode, und hauptsächlich die Theurung, brachten sie in Gang. Viele Leute, die sich geschämt haben würden zu einem Traiteur zu gehen, fanden keinen Anstand zu einem Restaurateur ins Haus zu kommen, wo sie beynahe das Doppelte für ein Mittagsessen derselben Art bezahlten. Da es indeß, so wie bey allen Arten von Handel, die große Menge von Kunden ist, welche eher den Kaufmann bereichern, als einige wenige ausgesuchte, so waren die Restaurateurs bald genöthigt, damit ihr Geschäft recht in Gang kommen möchte, auch Traiteurs zu werden; so daß sie jetzt statt eines Titels zwey haben; dieß ist das große Resultat ihrer ursprünglichen Anlage. —

Vor der Revolution stand La Barrière in dem ehemaligen Palais Royal, an der Spitze der berühmtesten Restaurateurs in Paris; ob indeß gleich seine Speisekammer immer mit ausgesuchtem Essen versehen, sein Keller mit herrlichen

Weinen gefüllt, sein Küchenzettel lang, und die Menge seiner Kunden bedeutend war, so gewann er doch nicht genug, wie er behauptete, um seine Tische mit Tischtüchern belegen zu können. Statt deren fand man grüne Wachsleinewand darauf; er versicherte, daß er durch diese Oekonomie beynahe 10,000 Livres jährlich, in dem einzigen Artikel des Waschens, erspare. Hieraus können Sie sich eine Idee von der Größe eines solchen Unternehmens machen. Ich habe oft bey La Barrière gegessen, und ward immer um einen mäßigen Preis sehr gut und schnell bedient. Fast um dieselbe Zeit hatte Beauvilliers in der nämlichen Gegend ein ähnliches Haus eröffnet, wo es aber in einem noch feinern Styl herging; dieser ward ein furchtbarer Nebenbuhler des ersten, und verdunkelte ihn zuletzt.

Nach Verlauf von beinahe eilf Jahren traf ich denselben Beauvilliers noch im vollen Genuß seines Ruhms an. Robert und Naudet im *Palais du Tribunat*, und Very auf der *Terrace des Feuillans* streiten mit ihm um die Palme in der Kunst des Apicius. Bey allen diesen bekommt man sehr gutes Essen, und ihre Weine stehen ihrer Kocherey nicht nach: indeß glaube ich, nach mehr als einem unpartheyischen Versuch,

doch Recht zu haben, wenn ich Beauvilliers den Vorzug gebe. Wir wollen jetzt eine Uebersicht seiner Einrichtungen zu bekommen suchen. Diese und einige wenige Abweichungen in Ansehung des Preises und der Güte, werden uns ein allgemeines Gemählde der Kochkunst in Paris geben.

Im ersten Stockwerke eines großen Hotels, welches vielleicht sonst ein Generalpächter bewohnte, treten Sie in eine Suite von Zimmern, die mit Arabesken und sehr großen Spiegeln eben so geschmackvoll als prächtig verziert sind, wo man Tische für große und kleine Gesellschaften völlig hergerichtet findet. Im Winter werden diese Zimmer durch geschmackvolle Oefen erwärmt, und mit Quinquets, einer Art argandischer Lampen, erleuchtet. Es können zwey hundert funzig bis dreyhundert Personen darin speisen, und in dieser Jahrszeit essen im Durchschnitt zwey hundert hier zu Mittag; im Sommer ist die Zahl bedeutend geringer, weil alsdann das Land so viele Reize darbietet, und daher viele Gesellschaften in den Umgebungen der Hauptstadt veranstaltet werden.

An der linken Seite, wenn man in das erste Zimmer geht, erhebt sich eine Art von Thron, ungefähr wie ein Estrado in einem großen Audienzzimmer eines spanischen Vizekönigs,

Dieser Thron ist mit einem Geländer umgeben, um zudrängliche Leute in einer achtungsvollen Entfernung zu halten. Hier sitzt eine Frau, die man nach ihrem majestätischen Ernste und ansehnlichen Umfang füglich für eine Kaiserin halten könnte, welche in ihrem umfassenden Geiste die Angelegenheiten ihres ungeheuern Gebiets überdenkt. Diese achtungswerthe Dame ist Madame Beauvilliers, deren Hauptgeschäft ist das Geld von den Aufwärtern zu sammeln, welches sie an den verschiedenen Tischen erhalten. Sie wird bey dieser wichtigen Angelegenheit von einem Frauenzimmer unterstützt, welches, etwas jünger als sie, mit feyerlichem Stillschweigen ihr zur Seite sitzt, und alles Ansehen einer Hofdame hat. Nahe beym Throne steht ein Untergebener, den man nach seinem leeren Blick und seinen unterhänigen Gebehrden für einen Kammerherrn halten könnte; sein wahres, aber gar nicht unerhebliches Amt besteht darin, daß er das Obst, das Konfekt u. s. w., welches in reizender Menge vor ihm aufgethürmt ist, in Desserts austheilt.

Wir wollen uns in diesen Winkel setzen, aus welchem wir die ankommenden Gäste übersehen können, ohne daß wir Messer und Gabel niederzulegen brauchen. Wir sind etwas früh hier;

ich sehe, daß es erst fünf Uhr ist; indeß wird es um sechs an keiner Tafel einen ledigen Platz mehr geben. *Garçon la Carte!* „*La voilà devant Vous, Monsieur.*“

Guter Himmel! der Küchenzettel ist ein gedruckter doppelter Foliobogen, so groß wie eine englische Zeitung. Es wird zum wenigsten eine halbe Stunde erfordern, um dieses wichtige Verzeichniß durchzugehen. Wir wollen sehen. Suppen dreyzehn Sorten. — *Hors d'oeuvres* zwey und zwanzig Arten. Rindfleisch auf eilf verschiedene Arten zubereitet. Pasteten von Fisch, Fleisch und Geflügel, eilf Arten. Geflügel und Wild in zwey und dreyßig Gestalten. Kalbfleisch giebt zwey und zwanzig besondere Schüsseln. Schöpsenfleisch siebzehn. Fische, drey und zwanzigerley. Gebratenes Fleisch, Wildpret und Geflügel, funfzehn Arten. Ein und vierzig Zwischenspeisen. — Dessert neun und dreyßig Sorten. Weine, die von der Liqueurart mit eingerechnet, zwey und funfzig Arten, außer Oel und Porter. Zwölf Arten Liqueur, so wie auch Kaffee und Eis.

Erdichtung, Erdichtung! rufen Sie — Vergeben Sie theurer Freund, es ist dieß keine Erdichtung. Nehmen Sie den furchtbaren Küchenzettel in die Hand. *Vide et lege.* Da wir gre-

de nicht in besonderer Eile sind, so wollen wir jeden Artikel durchgehen. Dieß wird Ihnen die deutlichste Idee von den Kosten geben, wenn man bey einem modigen Restaurateur in Paris speiset.

Beauvilliers, Restaurateur.

Anciennement à la grande Taverne de la République, Palais Egalité No. 142, Présentement Rue de la Loi, No. 1243.

Prix des mets pour une personne — Les articles dont les prix ne sont point fixés; manquent.

Potages.	Fr.	S.
Potage aux laitues et petits pois	0	15
Potage aux croutons à la purée	0	15
Potage aux Choux	0	15
Potage au Consommé	0	12
Patage au Pain	0	12
Potage de santé	0	12
Potage au Vermicel	0	12
Potage au ris	0	12
Potage à la julienne	0	12
Potage Printanier	0	15
Potage à la Puré	0	15
Potage au lait d'amandes	0	15
Potage en tortue	1	10
Hors-D'Oeuvres.		
Tranche de Melon	1	0
Artichaud à la Poivrade	0	15
Raves et Radis	0	6

	Fr.	S.
Salade de Concombres	1	10
Thon Mariné	1	10
Anchois à l'huile	1	5
Olives	0	15
Pied de Cochon à la Ste-Ménéhould	0	12
Cornichons	0	8
Petit Salé aux Choux	1	5
Sauciffes aux Choux	0	18
1 petit pain de beurre	0	4
2 Oeufs frais	0	12
1 Citron	0	8
Riffole à la Choiffy	1	0
Corquette de Volaille	1	4
3 Rognons à la brochette	1	0
Tete de Veau en tortue	2	5
Tete de Veau au naturel	1	0
1 Côtelette de porc frais, fauce Robert	1	0
Chou-Croute garni	1	10
Jambon de Mayence aux épinards	1	5
Entrées de Boeuf.		
Boeuf au naturel ou à la Sauce	0	15
Boeuf au Choux ou aux légumes	0	18
Carnebif	1	10
Rosbif	1	5
Filet de Boeuf fauté dans fa glace	1	5
Bifteck	1	5
Entre-Côte, fauce aux Cornichons	1	5
Palais de Boeuf au gratin	1	4
Palais de Boeuf à la Poulette ou à l'Italienne	1	0

	Fr.	S.
Langue de Boeuf glacée aux Epinards	1	0
Jarrets de Veau	0	15
Entrées de Patisserie.		
Paté Chaud de Légumes	1	5
2 petits patés à la Bechamel	1	4
2 petits patés au jus	0	16
1 paté Chaud d'Anguille	1	10
1 paté Chaud de cretes et de rognons de coqs	2	0
Tourte de Godiveau	1	0
Tourte aux Confitures	1	5
Vol au Vent de filets de Volailles	2	0
Vol au Vent de Saumon frais	1	10
Vol au Vent de morne à la Bechamel	1	5
Vol au Vent de Cervelle de Veau à l'Allemande	1	5
Entrées de Volailles.		
(Toutes les entrées aux Truffes sont de 15 de plus)		
Gaille aux petits pois	2	10
Pigeon à la Crapaudine	2	10
Chapon au riz, le quart	2	15
Chapon au gros set, le quart	2	10
Demi Poulet aux Truffes ou aux Huitres	4	0
Fricassée de Poulets garnie, la moitié	3	10
Fricassée de Poulets, la moitié	3	0
Salade de Volaille	3	0
Friteau de Poulet, la Moitié	3	0
Demi Poulet à la Ravigotte ou à la Tartare	3	0
Marinade de Poulet, la moitié	3	0
Le quart d'un Poulet à l'estragon, ou à la Creme ou aux Laitues	1	10

	Fr.	S.
Blanquette de Poularde	2	10
1 Cuiſſe de poulet aux petits pois	2	0
1 Cuiſſe de Volaille au Jambon	2	0
2 Cotelettes de Poulet	3	0
1 Cuiſſe ou aile de Poulet en papillote	1	10
1 Cuiſſe de Poulet à la Provencale	1	10
Rayout melé de Crête et de Rognons de Coqs	3	0
Capilotade de Volaille	3	0
Filet de Poularde au ſuprème	3	0
Magonaiſe de Volaille	3	0
Cuiſſes de Dindon grillées, Sauce Robert	3	0
Le quart d'un Canard aux petits pois ou aux navets	1	10
Foie gras en Caiſſes ou en matelote		
Perdrix aux Choux, - la moitié		
Salmi de Perdreau au Vin de Champagne		
Pigeons en Compote ou aux petits pois	2	10
Bechamel de blanc de Volaille	2	10
2 Cuiſſes de poulet en hochepot	1	10
Ailerons de Dinde aux navets	1	10
Blanc de Volaille aux Concombres	3	0
Entrées de Veau.		
Riz de Veau piqué, à l'oſeille ou à la Chicorée	2	0
Riz de Veau à la poulette	2	0
Fricandeau aux petits pois	1	5
Fricandeau à la Chicorée	1	4
Fricandeau à la Ravigotte	1	4
Fricandeau à l'oſeille	1	4
Fricandeau à l'Eſpagnole	1	4
Cotelette de Veau au Jambon	1	4

Co-

	Fr.	S.
Cotelette de Veau aux petits pois	1	10
Cotelette de Veau en papillotte	1	5
Cotelette de Veau panée, ſauce piquante	1	0
Cotelette de Veau, Sauce tomate	1	5
Blanquette de Veau	1	0
Oreille de Veau à la Ravigotte	1	4
Oreille de Veau farcie, frite	1	4
Oreille de Veau frite ou en Marinade	1	4
Cervelle de Veau en matelote	1	4
Cervelle de Veau à la Purée	1	4
Tendons de Veau Panés, grillés ſauce piquante	1	4
Tendons de Veau à la poulette	1	4
Tendons de Veau en Macedoine	1	5
Tendons de Veau aux petits pois	1	5
Entrées de Mouton.		
Gigot de mouton braiſé, aux légumes	1	0
Tendons de mouton grillées		18
Tendons de moutons aux petits pois	1	5
Hachi de mouton à la Portugaiſe	1	0
2 Cotelettes de mouton à la minute	1	5
2 Cotelettes de mouton aux Racines	1	5
2 Cotelettes de mouton au naturel		18
2 Cotelettes de Pré	1	0
Epigramme d'agneau		
2 Cotelettes d'agneau au naturel		
Tendons d'agneau aux pointes d'aſperges		
Tendons d'agneau aux petits pois		
Blanquette d'agneau		
Filet de Chevreuil	1	5

	Fr.	S.
Cotelette de Chevreuil		
Queue de mouton à la purée	1	5
Queue de mouton à l'oſeille ou à la Chicorée	1	5

Entrées de Poiſſons.

	Fr.	S.
Merlan frit		
Maquerau à la Maitre d'hôtel		
Saumon frais, Sauce aux Câpres	2	10
Raie, ſauce aux capres ou au beurre noir	1	10
Turbot, ſauce aux câpres	2	10
Cabillaud		
Morue fraiche au beurre fondu		
Morue d'holt, à la maitre d'hôtel ou à la Provencale	1	10
Sole frite		
Sole ſur le plat	5	0
Eperlans frits		
Barbue		
Turbotin		
Matelote de Carpe et d'Anguille	2	0
Tronçon d'Anguille à la tartare	1	10
Carpe frits la moitié	2	0
Perche du Rhin à la Valles fiche		
Goujons frits	1	5
Truite au bleu		
Laitance de Carpe		
Moules à poulette	1	5
Homard	3	0
Eſturgeon	0	10

Rôts.	Fr.	S.
Bécaſſe		
3 Mauviettes		
Poularde fine 9 fr. la moitié	4	10
Poulet normand 7 fr. la moitié	3	10
Poulet gras, 6 fr. la moitié	3	9
1 pigeon de Volière	2	10
Perdreau rouge		
Perdreau gris	3	10
Caneton de Rouen		
Caille	2	0
Agneau		
Veau	1	0
Mouton		
Levreau		
Grive		
Obergine	1	10
Entremets.		
Gelée de Citron	1	10
Concombres à la Bechamel	1	10
Laitues à Jus	1	10
Petits pois à la françaiſe ou à l'Anglaiſe	1	10
Haricots verts à la Poulette ou à l'Anglaiſe	1	10
Haricots blancs à la Maitre d'Hotel		18
Fevres de Marais	1	10
Artichaud à la Sauce	1	10
Artichaud à la Barigoul	1	10
Artichaud frit	1	5
Truffes au Vin de Champagne		
Truffes à l'italienne		

	Fr.	S.
Croute aux truffes		
Navets	0	18
Carottes	0	18
Epinards au Jus	0	18
Chicorée au Jus	1	5
Céleri au Jus		
Choux fleurs à la Sauce ou au parmeſan	1	10
Macedoine de Légumes	1	5
Pommes de terre à la maitre d'Hotel	0	18
Champignons à la bordelaiſe	1	4
Croutes aux Champignons	1	10
Oeufs bronillés au Jus	0	15
Oeufs au beurre noir	1	0
Omélette aux fines herbes	0	15
Omelette aux rognons et au jambon	1	0
Omelette au ſucre et aux confitures	1	5
Omelette ſoufflée	1	10
Bergnets de pommes	1	10
Charlotte de pommes	1	10
Charlotte aux confitures	2	0
Riz ſoufflé	1	10
Soufflé aux pommes de terre	1	10
Le petit pot de crême	0	10
Macaroni d'Italie au parmeſan	1	5
Fondu	1	4
Plumpudding	1	10
Ecreviſſes	2	0
Salade	1	0

Deſſert.

Cerneaux	0	15

	Fr.	S.
Raisins	1	5
Fraises		
Cerises		
Groseilles		
Framboises		
Abricot	0	8
Pomme		
Peche	0	12
Prunes	0	3
Figue	0	5
Amandes	0	15
Noisettes	0	12
Pommes à la Portugaise		
Poires	0	8
Murmelade d'Abricots	1	10
Compote de Verjus épépine		
Compote d'épine vinette		
Compote de poires	1	4
Compote de pommes		
Compote de cerises	1	4
Nix Vert		10
Meringue	0	8
Compote de groseilles	1	4
Compote d'abricot	1	4
Compote de pêche	1	4
Confitures	1	4
Cerises liquides	1	4
Gelée de groseilles	1	4
Biscuit à la Crême	1	8
Fromage à la Crême	1	10

Fromage de Roquefort	0	10
Fromage de Viny	0	15
Fromage de Grugère	0	18
Fromage de Neufchatel	0	5
Fromage de Clocheſtre ou Cheſtre	0	15
Ceriſes à l'eau de vie	0	12
abricots à l'eau de vie		
peches à l'eau de vie		

Vins

Clarette	6	0
Vin de Bourgogne	1	15
Vin de Chablis	2	0
Vin de Sillery blanc	6	0
Vin de Pierri	5	0
Vin d'Ai	5	0
Vin de Beaume	2	5
Vin de Mulſaux	3	0
Vin de Montrachet	3	10
Vin de Pomard	3	10
Vin de Volnay	3	10
Vin de Nints	3	10
Vin de grave	5	0
Vin de Soterne	5	0
Vin de Champagne Maupeux	4	0
Tiſane de Champagne	3	10
Vin de Roſé	6	0
Vin de Silery Rouge	6	0
Vin de Richebourg	6	0
Chevalier Montrachet	6	0

	Fr.	S.
Vin de Vône	5	0
Vin de Bourdeaux de Segur	3	0
Vin de Porto	6	0
Latour	6	0
Vin de Côte Rôtie	5	0
Vin du Clos Vouqcot de 88	7	4
Clos de Georges	6	0
Vin de Pomarel	6	0
Vin du Rhin	8	0
Vin de Chambertin	5	0
Vin de l'Hermitage rouge	5	0
Vin de l'Hermitage blanc	6	0
Vin de la Romanée	5	0
Romanée Conti	8	0
Vin de Bordeaux la fite	5	0
Vin de St. Emilion	5	0
Bierre forte au Porter	2	0
Bierre	0	10
Vins de Liqueurs.		
Vin de Chereſte, demi-bouteille	4	0
Vin de Malvoiſie, idem	4	0
Madère ſec id.	4	0
Malaga	3	0
Alicante id.	3	0
Muscat	3	0
le petit verre	0	10
Vermoulth		
Chipre		
Calabre		

	Fr.	S.
Paille		
Palme		
Constance		
Takai		
le petit verre	1	0

Liqueurs.

Anisette d'Hollande	0	15
Anisette de Bordeaux	0	12
Eau de Vie d'Andayè	0	10
Fleur d'Orange	0	10
Cuirasseau	0	10
Rhum	0	10
Kirschwasser	0	10
Eau Cordiall de Coradon	0	15
Liqueurs des Isles	0	15
Marasquin	0	15
Eau de Vie de Danzick	0	15
Eau de vie de Cognac	0	8
Café la tasse 12 S. la demie	0	8
Glace	0	15

Ein Vortheil, der bey diesem Küchenzettel, wo die Preise gleich beygefügt sind, bemerkungswerth ist, besteht darin, daß, nachdem Sie sich darauf ausgesucht haben, was Sie zu Mittag zu essen wünschen, es in Ihrer Gewalt steht, den Preis davon zu erfahren, noch ehe Sie diese und jene Speisen bestellen. Indeß ob Sie gleich den Preis jedes Gerichts angegeben sehen, so sehen Sie das Gericht

noch nicht selbst; und wenn es auf den Tisch kommt, werden Sie vielleicht erstaunen, ungeachtet eines pompösen, schön klingenden Namens zu Zeiten nur ein kleines Stück von kaum drey Mund voll zu bekommen.

Indeß haben Sie grade nicht außerordentlichen Appetit, so können Sie für neun oder zehn Franken Ihren Hunger stillen, eine Bouteille Schampagner oder Burgunder trinken, und außerdem Ihre Verdauung noch durch eine Tasse Kaffee, und ein Glas Liqueur verbessern. Hätten Sie Lust zwey verschiedene Sorten Wein zu trinken, so können Sie sie ebenfalls bestellen, und trinken dann nach Gefallen davon; haben Sie sie bis zur Hälfte ausgeleert, so brauchen Sie auch nur für eine halbe Bouteille zu bezahlen. Einem Fremden steht es indeß zu rathen, daß er in der Zeit, wo er das erste Gericht isset, dafür sorgt, das zweyte anzuordnen, und so fort bis zu Ende des Essens; sonst kann er vielleicht, wenn er diese Vorsicht vernachlässigt, und die Gesellschaft sehr zahlreich ist, einige Zeit zwischen den verschiedenen Gerichten warten müssen.

Es ist wohl der Mühe werth, dieß in Obacht zu nehmen, wenn man nach dem Mittagsessen die Absicht hat, in eins der Hauptheater zu gehen; denn wenn ein neues oder ein Lieblingsstück ange-

kündigt ist, so findet man das Schauspielhaus lange vorher, ehe der Vorhang aufgezogen wird, voll; und es ist dann nicht nur kein Platz mehr in dem Theater, wohin man zuerst gehet, anzutreffen, sondern wahrscheinlich auch den Abend in keinem der übrigen Schauspiele nicht.

Zehn bis funfzehn Minuten reichen indeß hin, um die herrlichste und mühsamste Speise ganz zubereitet zu haben; in dieser Zeit haben Sie sie also rauchend auf dem Tisch; diejenigen hingegen, welche vorher ganz zubereitet werden können, sind immer fertig, und brauchen nur etwas erwärmt zu werden. Jeder Koch hat seinen abgesonderten Theil in der Küche zu besorgen, und die Befehle eines besondern Aufwärters zu befolgen, indem jeder Aufwärter wieder eine angegebene Zahl von Tischen hat, und die Befehle bestimmter Gäste in den Speisezimmern vollziehen muß.

Ungeachtet des entsetzlichen Lärms, der durch das Geschwätz von so vielen Leuten entsteht, indem wahrscheinlich achzig aber hundert Personen verschiedene Dinge anordnen, wovon nun viele ungeduldig und hastig sind, so wird doch die Ordnung gewöhnlich so gut erhalten, daß selten irgend ein Mißverständniß vorfällt. Je lauter

das Geschrey der hungrigen Gäste ist, desto größer ist der Eifer der schnellen Aufwärter. Sollte vielleicht ein aufgetragenes Gericht nicht nach Ihrem Geschmack seyn, so wird es zurückgenommen, und ohne den geringsten Anstand gegen ein anderes verwechselt.

Der Unterschied zwischen den modigen Restaurateurs vor der Revolution, und denen, die jetzt die ersten sind, besteht darin, daß, da ihr Stand viele Leute darbietet, die sich um die Gunst des Publikums bemühen, so sehen sie sich immer genöthigt, alles aufzubieten, um Kunden an sich zu ziehen, und damit sie dauernd zu ihnen kommen. Das Bequeme und die Eleganz ihrer Zimmer, das Schmackhafte der Gerichte, die Güte ihrer Weine, und die Pünktlichkeit der Wärter; alles wird genau durchgenommen; und wenn sie ihr eigenes Interesse gehörig verstehen, so dürfen sie nichts vernachlässigen, was den Augen oder dem Gaumen behagt. Wahrlich, wie sind sie im Stande zu beurtheilen, ob nicht einige ihrer epikureischen Gäste zu ihrer eigenen Innung gehört haben, und ehemals in einem großen französischen Hause *Chef de Cuisine* gewesen sind?

Sie müssen folglich durch diese Vermehrung des Luxus, auch eine Vergrößerung der Ausgabe

erwarten: indeß, wenn Sie hier auch grade nicht so wohlfeil, als ehemals, speisen, so sind Sie doch wenigstens für Ihr Geld herrlich bedient. Ist es hingegen Ihre Absicht auf eine sparsamere Art zu essen, so giebt es eine Menge Restaurateurs, wo Sie *potage*, *bouilli*, ein *entrée*, ein *entremet*, Brod und Dessert um den sehr mäßigen Preis von sechs und zwanzig bis dreyßig Sous recht gut erhalten. Die Addressen dieser minder kostbaren Speisehäuser werden Ihnen schon in den Straßen in die Hände gegeben, oder Sie erblicken sie auch an der Ecke, von fast jeder Straße in Paris. Wahrlich, wenn man alles gehörig in Betracht zieht, so glaub' ich, daß der Unterschied der Kosten eines Mittagsessens bey einem Restaurateur jetzt und vor zehn Jahren, grade in dem gehörigen Verhältniß mit dem erhöheten Preis der Lebensmittel, mit dem theuren Hauszinse, und mit dem vermehrten Steuern steht.

Der auffallendste Unterschied bey diesen Zusammenkünften des guten Essens liegt offenbar in der Gesellschaft selbst. Ehemals fand man in den Speisezimmern der modigen Restaurateurs hauptsächlich junge Leute von rechtschaffenem Charakter und von bedeutenden Familien, die eben erst in die Welt traten, ausgediente Offiziere, unverhei

rathetete, wohlhabende Leute, Fremde, die auf Reisen begriffen waren u. s. w. Jetzt sieht man statt deren dort Actienhändler, Lieferanten, glückliche Spekulanten, und Spieler von Profession. Troz des alten Sprichworts: „*Le ventre est le plus grand de tous nos ennemis,*“ trift man bey diesen Glückspilzen eine wahre Wuth hinunterzuschlingen und zu zechen. Es ist gar nicht ungewöhnlich zu sehen, wie sie sechs oder sieben Duzend Austern hinunterschlucken, und eine Bouteille weißen Wein leeren, und zwar vor der Suppe, und acht oder zehn andern guten Gerichten. So sind die neuen Emporkömmlinge, deren gewaltige Lust zum Essen und Trinken, so wie auch zu allen übrigen, nicht leicht zu sättigen steht.

Es wäre fast überflüssig hier noch anzuführen, daß, wo sich reiche Schelme aufhalten, wollüstige Buhlschwestern nicht fern davon sind; es ist hier aber noch davon zu bemerken, daß jene oft diese bey den Restaurateurs bewirthen, zumal in denen Häusern, welche die Bequemlichkeit von versteckten kleinen Zimmern, die man *cabinets particuliers* nennt, haben; hier genießen zwey Personen, welche geheime Angelegenheiten abzumachen haben, aller möglichen Absonderung; denn selbst der Aufwärter hat so viele Klugheit, nie

hineinzugehen, wenn er nicht gerufen wird. In diesen Zufluchtsorten bringt die Liebe viele Personen unter ihre Gesetze, von denen man gar nicht argwöhnt, daß sie dieser wunderbewirkenden Göttin opfern. Spröde Frauenzimmer, deren Tugend man allgemein rühmt, und deren Strenge tausende von Stutzern zur Verzweiflung bringt, halten sich zu Zeiten schadlos für das zurückgezogene Wesen, welches sie öffentlich anzunehmen gezwungen sind, indem sie ein *Tête-à-tête* in diesen geheimnißvollen Orten veranstalten. Hier machen junge Liebende häufig ihre ersten Erklärungen von ewiger Zuneigung; ihnen verdankt mancher Vater das Glück Vater zu seyn; und ohne sie möchte vielleicht manche lustige Frau in Verlegenheit seyn, um ihren eifersüchtigen Argus zu hintergehen, und um Gelegenheit zu finden, den entzückenden Bitten ihres Liebhabers Gehör zu geben.

Welche Einrichtung kann wohl passender seyn, als die eines Restaurateurs? Indeß würden Sie sich sehr irren, wenn Sie in jedem Hause dieser Art *Cabinets particuliers* zu finden glaubten. Zum Beyspiel bey Beauvilliers treffen Sie diese Einrichtung nicht, ob Sie gleich, wenn Sie nicht öffentlich speisen wollen, ein eige-

nes Zimmer, welches zu der Größe der Gesellschaft paßt, haben können; oder erhielten Sie zu Hause von zwey oder drey Freunden kurz vor dem Mittagsessen einen Besuch, so brauchen Sie nur, wenn Sie ihre Gesellschaft auf eine ruhige angenehme Art genießen wollen, Ihren Mitbedienten zu Beauvilliers, oder zum nächsten bekannten Restaurateur schicken, um den Küchenzettel hohlen, und zugleich das Tischzeug, Messer, silberne Gabeln und Löffel, und alle sonst nothwendige Dinge mitbringen zu lassen. Während er das Tischtuch auflegt, bestimmen Sie Ihr Mittagsessen, und in weniger als einer Viertelstunde haben Sie einen oder zwey schöne Gänge herrlich zubereitet, auf ihrem Tische. In Ansehung des Weines, so können Sie sich ihn, wenn Sie dieß wohlfeiler finden, aus der Nachbarschaft von einem angesehenen Weinhändler holen lassen. Um sich alle Beschwerlichkeiten zu ersparen, lassen viele einzelne Leute oder kleine Familien nie zu Hause kochen, sondern essen entweder bey Restaurateurs, oder lassen sich ihre Speisen von dorther holen.

Indeß, indem ich Ihnen die Vortheile dieser Einrichtungen aufzähle, vergeht die Zeit schnell; es ist sechs Uhr. Wenn Sie nicht Lust haben

noch mehr Wein zu trinken, so wollen wir uns Kaffee und unsere Rechnung geben lassen. Um zahlen zu wollen, sagen Sie: „*Garçon la Carte payante.*“ Der Aufwärter läuft gleich zu der Person, welche zu dieser Absicht da ist, und diktirt ihr die Rechnung. Sollten Sie daran zweifeln, so viel verzehrt zu haben, wenn Sie Ihren Magen darum fragen, so brauchen Sie nur Ihr Gedächtniß zu Hülfe zu nehmen, und werden dann sehen, daß nicht ein einziger Artikel zu viel, oder zu wenig aufgesetzt ist.

Bemerken Sie jenen ansehnlichen Mann, der etwas Ehrwürdiges in seinen Betragen hat. Es ist Beauvilliers, der Herr des Hauses; dieß ist seine geschäftigste Stunde; er geht jetzt an die verschiedenen Tafeln, um zu fragen, ob die Gäste so bedient sind, wie es sich gehört. Gleich einem geschickten General wird er dann eine Stellung im Mittelpunkt nehmen, von wo er eine volle Uebersicht aller seiner Anordnungen hat. Die Person, die dem Anschein nach auf ihn folgt, und die das Ansehen hat, als sey ihre Seele mit andern Gegenständen gänzlich beschäftigt, ist der Küper; seine Gedanken sind mit dem ihm anvertrauten Wein im Keller.

Geben Sie auf die Aufmerksamkeit der Aufwär-

wärter Acht, die so hübsch gekleidet sind, in Kamisölern, die dicht am Leibe anschließen, mit weißen Schürzen vorn. Bemerken Sie die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, und Sie werden Sich überzeugen, daß die Schildwache eines Lagers nicht wachsamer seyn könnte. Ein Etablissement, welches so außerordentlich gut geleitet wird, erregt Bewunderung. Jede Feder der Maschine thut gehörig ihre Schuldigkeit; und die Ordnung des Ganzen könnte zum Muster der Leitung eines großen Staats dienen. Begebt euch daher, ihr Machiavellisten unsrer Zeiten nach der *Rue de la Loi No. 1243*, und belehrt euch, während ihr euren Gaum befriedigt, bey Beauvilliers. —

Acht und dreyßigster Brief.

Paris, den 23ten Dec. 1801.

Eine Anstalt, welche die Aufmerksamkeit gefühlvoller Menschen verdient, und vorzüglich derer, die sich als Gelehrte mit dem Studium der Metaphysik und Grammatik beschäftigen; eine Anstalt, die für einen jeden äußerst interessant ist, und deren große Schwierigkeiten die Menschen zu wiederholten Malen im Laufe der Zeiten zu be-

siegen versuchten, die aber alle diejenigen, welche es gewagt hatten, sich mit dem Unternehmen zu befassen, zur Verzweiflung gebracht hatte; kurz, eine Anstalt, welche die glücklichsten Wirkungen hervorbringt, und das auf eine höchst bewundernswürdige Weise, ist das

National Taubstummen-Institut.

Frankreich verdankt diese erhabene Entdeckung dem religiösesten Menschenfreunde, und der Abbé Sicard, ein Zögling des Erfinders, des Abbé de l'Epée; hat sie zu einem solchen Grade von Vollkommenheit gebracht, daß weitres Fortschreiten in einem so nützlichen Unternehmen kaum noch möglich scheint. Was kann doch wohl einer Art des Unterrichts fehlen, wobey nichts anders beabsichtigt wird, als zwischen dem Taubstummen und zwischen demjenigen, welcher hört und spricht, einen Verein zu stiften, demjenigen gleich, welcher zwischen allen Menschen durch die Kenntniß und durch den Gebrauch einer und derselben Sprache besteht; kann man mehr verlangen, als daß der Taubstumme, vermittelst der ihm gegebenen Erziehung, es so weit bringt, daß er die längste Periode in einzelne Redensarten, die verwickeltste Phrase in die einfachsten Sätze auflöst;

jeden Satz in Wörter, in einfache Wörter die verwickeltsten Worte; kann man mehr verlangen, als daß der Taubstumme abgeleitete Wörter von Stammwörtern, figürliche von eigentlichen vollkommen unterscheidet. Ist es nicht außerordentlich, wenn der Taubstumme im Stande ist, die längste von ihm zergliederte Rede wieder zusammenzusetzen, wenn er seine Ideen, seine Gedanken und Gefühle ausdrückt, wenn er die ihm vorgelegten Fragen, gleich einem aufs Beste unterrichteten Manne, beantwortet, und wenn er dieß, vermittelst seiner Verstandeskräfte und seiner durch Hülfe des Lehrers, oder durch eignen Fleiß, eingesammelten Kenntnisse thut? Bleibt noch etwas zu wünschen übrig, wenn der Taubstumme im Stande ist, durch sich selbst eine fremde Sprache zu erlernen, wenn er dieselbe übersetzt, und sie eben so gut schreibt, als diejenigen, deren Muttesprache es ist?

Ein solches Phänomen stellt das Taubstummeninstitut dem staunenden Europa unter der Leitung, oder vielmehr unter der Wiedergeburt des Nachfolgers, des berühmten Abbé de l'Epée auf. Seine Zöglinge realisiren Alles das, was ich so eben gesagt habe. Sie schreiben englisch und italiänisch eben so gut als französisch. Nich-

gleicht der Richtigkeit und Bestimmtheit ihrer Definitionen.

Man glaube ja nicht, daß sie den Vögeln gleichen, welche die erlernten Töne wiederholen. Nie hat man sie die Antwort auf eine Frage gelehrt. Ihre Antworten sind immer die Wirkungen ihrer guten Logik und der Ideen, welche sie von den Gegenständen, und von den Eigenschaften der Wesen haben, und es hat sie eine Seele gesammelt, welche der Lehrer zum Beobachten angeführt hat.

Diese Anstalt hatte bey dem Tode ihres berühmten Stifters, der den drey und zwanzigsten December 1789 erfolgte, noch bey weitem seine jetzige Vollkommenheit nicht. Während des langen Lebens ihres ersten Vaters hatten es die Taubstummen nur so weit gebracht, daß sie, vermittelst diktirter Zeichen, Worte schreiben konnten, deren Inhalt ihnen kaum bekannt war. Als man sich bemühte, sie dem beschränkten Kreise der ersten Bedürfnisse zu entreißen, so konnte nicht einer von ihnen irgend etwas anders, als sinnliche Ideen und Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit niederschreiben. Die Natur des Zeitworts, die Verhältnisse der Zeiten, die Verhältnisse andrer in den Sätzen befindlicher Wörter, welche den

Syntax der Sprachen bilden, waren ihnen gänzlich unbekannt. Und wie konnten sie die unbedeutendste Frage beantworten? Alles in dem Baue einer Periode war ihnen ein Räthsel.

Es dauerte nicht lange so entdeckte der Nachfolger des Erfinders die Mängel dieses Unterrichts, der ganz mechanisch war, und durch Routine erlernt wurde. Er glaubte diese Mängel in dem concreten Zeitworte zu bemerken, worin die Taubstummen, die nur ein einziges Wort sahen, zwey Ideen nicht unterscheiden konnten, welche dasselbe in sich faßt, die der Bejahung und die der Eigenschaft. Auch entdeckte er, nach seinem Dafürhalten, das Mangelhafte in der Bezeichnung der Eigenschaften, die in allen Sprachen, von den Subjecten getrennt, ausgedruckt werden, und niemals in dem Nennworte, welches sie modificiren; und vermittelst einer nicht weniger einfachen als scharf und tiefsinnigen Methode hat er die Taubstummen zum Verstehen der größten Schwierigkeit, nämlich der Natur der Abstraktion gebracht; er hat sie in die Kunst eingeweiht, Ideen allgemeiner zu machen, dadurch, daß sie mit denselben das Eigenschaftswort in dem Nennworte verbinden, weil die Eigenschaft an dem Objecte ist, und die von dem Objecte abgesondert, und allein

stehende Eigenschaft hat nur in der Seele eine Stütze für denjenigen, welcher das Object betrachtet, und nur in dem abstrakten Nennworte, für denjenigen, welcher die Bezeichnung desselben liest. Eben so hat er auch das Zeitwort von der Eigenschaft in konkreten Zeitwörtern getrennt, und die Taubstummen zur Kenntniß des ächten Zeitworts geführt, welches er ihnen in der Endigung aller französischen Zeitwörter angedeutet hat, indem er mit dem Subjecte die Verbaleigenschaft desselben durch eine angenommene Linie wieder verbindet. Diese Linie hat er durch das Zeitwort seyn übersetzt, welches das von philosophischen Grammatikern allein anerkannte Zeitwort ist.

Dieß sind die beyden Grundfesten dieser außerordentlichen Unterrichtsquelle, wovon alles Uebrige abhängt. Die Fürwörter werden durch Nennwörter erlernt; die Zeiten der Conjugation durch die drey absoluten Zeiten der Conjugation aller Sprachen; und diese wieder durch diese so glücklich ausgedachte Linie, welche ein Zeichen der gegenwärtigen Zeit ist, wenn sie die Verbaleigenschaft und das Subject verbindet, ein Zeichen der vergangenen, wenn sie getheilt, ein Zeichen der künftigen, wenn sie nur angefangen wird.

Alle Conjugationen sind, wie alle Zeitwörter,

auf eine einzige reducirt. Die Nebenwörter werden als Eigenschaftswörter betrachtet, wenn sie die Art und Weise ausdrücken, und als Stellvertreter der Präposition und ihrer Nexion, wenn sie Zeit oder Ort bezeichnen. Die Präposition wird als Mittel gebraucht, um den Einfluß des Worts, welches vor derselben hergeht, in das, welches derselben folgt, anzudeuten; die Artikel dienen dazu, wie in der englischen Sprache, den Umfang eines gewöhnlichen Nennworts zu bezeichnen. Dieß ist ein kurzer Inbegriff des grammatischen Systems des Lehrers der Taubstummen.

Der metaphysische Theil ist vorzüglich in diesem Unterrichte zu einem solchen Grade von Einfachheit und Klarheit gebracht, daß selbst der beschränkteste Verstand denselben fassen kann. Und man sollte sich auch nicht über die schnellen Fortschritte der Taubstummen in der Kunst, ihre Gedanken auszudrücken, und der schriftlichen Unterhaltung mit Jedem, der sich mit ihnen in ein Gespräch einläßt, wundern, da Abwesende sich auf eine ähnliche Weise mit einander unterhalten. In einer Zeit von achtzehn Monaten fängt ein Zögling an schriftlich eine Nachricht von den Handlungen zu geben, die er als Zeuge gesehen

hat, und in fünf Jahren ist seine Erziehung vollendet.

Die Gegenstände, worin die Taubstummen unterrichtet werden, sind Grammatik, metaphysische und logische Begriffe, welche die Grammatik nothwendig macht, Religion, der Gebrauch der Globen, Geographie, Arithmetik, allgemeine Begriffe von der Geschichte, von der alten und neuen, von der Naturgeschichte, von den Künsten und Gewerben u. s. w.

Diese Unglücklichen, welche durch die Gabe der Mittheilung der Gesellschaft wieder geschenkt werden, wovon sie die Natur auszuschließen gedachte, werden nützlich beschäftigt. Eine ihrer vorzüglichsten Beschäftigungen ist die Kenntniß einer mechanischen Kunst. Meister in dengewöhnlichsten Künsten sind in dem Hause der Taubstummen angestellt, und ein Jeder findet Beschäftigung in der Kunst, welche sich am besten für seine Neigungen, für seine Körperstärke, für seine natürlichen Anlagen paßt. In dieser Schule, welche sich am Ende der Faubourg St. Jacques findet, ist eine Buchdruckerey, wo einige als Setzer andre als Drucker beschäftigt werden. In einer vorbereitenden Zeichenschule werden die Anfangsgründe des Mahlens, des

Kupferstechens, und der musivischen Arbeit gelehrt, für die letzte giebt es zwey Arbeitszimmer. Auch ist Jemand da, welcher das Stechen auf feinadrigte Steine lehrt, auch fehlt es nicht an einem Tischler, einem Schneider und einem Schuhmacher. Der große Garten wird von den Taubstummen bearbeitet. Fast Alles, was sie brauchen, wird von ihnen gemacht. Sie machen ihre eignen Bettstellen, Stühle, Tische, Bänke, und Kleider. Die taubstumm gebohrnen Frauenzimmer machen ihre Hemden und verarbeiten auch das übrige Leinenzeug.

Auf diese Weise ist ihre Zeit so angefüllt, daß, außer drey Stunden, welche der moralischen Belehrung gewidmet werden, der übrige Theil der Zeit mit Handarbeit zugebracht wird.

So ist diese Anstalt beschaffen, bey deren Anblick das Herz auf eine angenehme Weise durch das bewundrungswürdige Schauspiel gerührt wird, welches zu gleicher Zeit alles darbeut, was dem menschlichen Verstande die meiste Ehre macht; denn er hat ja seine ganze Kraft aufbieten müssen, um die Hindernisse zu besiegen, welche sich der Entwicklung desselben dadurch entgegenstellen, daß er des nützlichsten Sinnes und der wesentlichsten Fähigkeit zum Verkehr der Menschen mit

einander beraubt ist. Auch bemerkt man in dieser Anstalt mit Wonne die physische Kraft, welche sich in Künsten und Gewerben mit Aufsuchung der Hülfsquellen beschäftigt, die den Menschen unabhängig machen. Aber in welchem Grade sind diese Unglücklichen taub und warum sind sie stumm?

Man weiß recht gut, daß sie stumm sind, weil sie taub sind, und sie sind mehr oder weniger taub, wenn sie es nur durch Zufall sind, je nachdem der Gehörnerve mehr oder weniger gespannt, oder mehr oder weniger schlaff ist. Bey verschiedenen Versuchen; welche man mit Tönen gemacht hat, haben einige helle Töne und nicht tiefe gehört; andre im Gegentheil haben tiefe Töne und nicht helle gehört.

Alle würden, wenn man diese Art des Unterrichts für nützlich hielte, den Mechanismus der Sprache lernen. Aber außerdem, daß man die Töne, welche sie hervorbringen würden, niemals von ihnen selbst hören würde, und daß sie sich der Aeußerung derselben niemals bewußt seyn würden, so würden auch diese Töne denen, welche darauf hören könnten, unaussprechlich unangenehm

seyn. Niemals könnten sie ihnen bey der Unterredung mit uns nützlich werden, und sie würden nur zur Beschränkung ihres Unterrichts dienen.

Wehe den Taubstummen, die man unterrichten wollte dadurch, daß man sie sprechen lehrte. Wie kann doch in der That der Entwicklung des Verstandes dadurch aufgeholfen werden, daß man sie einen Mechanismus lehrt, welcher keinen Zweck, oder keine Bestimmung hat, wenn der in der Seele schon gebildete Gedanke, durch Hülfe der Zeichen, welche die Ideen fixiren, nicht den Mechanismus der Sprache ersetzt?

Dieß hat der Lehrer so ganz eingesehen, und ob er gleich in seinen öffentlichen Lektionen die Wirkungen des Organs der Stimme erklärt, und beweist, daß er eben so gut, als jeder Andre, die Taubstummen lehren könnte, Gebrauch davon zu machen, so beschränkt sich dennoch seine Arbeit allein darauf das Werkzeug des Gedankens zu üben, überzeugt, daß Alles glücklich erreicht werden wird, wenn die Taubstummen gelernt haben werden, ihre Gedanken zu ordnen und zu deuten.

Dann erst ertheilt der Lehrer Unterricht in der Analyse. Aber wie glänzend ist dieser Unterricht. Man glaubt in eine logische Klasse versetzt zu seyn.

Der Taubstumme hat aufgehört taub und stumm zu seyn. Ein Kampf beginnt zwischen ihm und seinem Lehrer. Alle Zuschauer staunen; jeder wünscht zu behalten was auf beyden Seiten geschrieben wird. Es ist ein Unterricht, der allen, die gegenwärtig sind, ertheilt wird. Jeder wird eingeladen, den Taubstummen zu befragen, und er beantwortet Alles mit einer Feder oder mit einem Bleystifte in seiner Hand und auf dieselbe Weise bildet er eine Frage. Man fragt ihn: was ist Zeit? Zeit, sagt der Stumme, ist ein Theil der Dauer, deren Natur darin besteht, daß sie auf einander folgt, daß sie einen Anfang genommen hat, und daß sie folglich vergangen und nicht mehr ist; daß sie gegenwärtig und dieß nothwendig ist. Zeit, fügt er hinzu, ist das fliehende oder künftige. Als ob in den Augen des Stummen in der Zeit nichts Wißliches wäre, als das Zukünftige. Was ist Ewigkeit? sagt ein Andrer zu ihm. „Es ist ein Tag ohne gestern oder morgen,“ antwortet der Zögling — Was ist ein Sinn? — „Es ist ein Hülfsmittel für Ideen.“ — Was ist Dauer — „Es eine Linie, welche kein Ende hat, oder ein Zirkel“ — Was ist Glückseligkeit. — „Es ist eine Freude, welche niemals aufhört.“ —. Was ist Gott? „Der Urheber der Natur, die Sonne

der Ewigkeit." — Was ist Freundschaft? — „Die Zuneigung des Herzens." Was ist Dankbarkeit? „Das Andenken des Herzens."

Noch giebt es tausend Antworten dieser Art, welche man bey dem Unterrichte der Taubstummen einsammeln kann, so oft man demselben beywohnt, und welche die Vorzüglichkeit dieser Art des Unterrichts vor der gewöhnlichen Methode bezeugen. So verdient diese Anstalt nicht nur in Ansehung der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe die Bewundrung gefühlvoller Menschen, sondern sie ist auch der Beobachtung der Menschen von vorzüglichem Verstande und der ächten Philosophen werth, und das besonders wegen des scharfsinnigen Verfahrens, welches man hier anwendet, den Sinn des Gehörs durch den des Gesichts zu ersetzen und dem Mangel der Sprache durch Gebehrden und durch Schreiben abzuhelfen.

Ich muß es meinen Landsleuten vorzüglich nicht verheimlichen, daß der Lehrer, in seinen öffentlichen Stunden förmlich erklärt, daß er die Taubstummen zum Verstehen ihrer eigenen Landessprache, der französischen, dadurch gebracht habe, daß er derselben die einfache Form der unsrigen ertheilte und sie unserm Syntaxe anpaßte. Auch muß ich noch hinzufügen, daß man dem Leh-

ter nur Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wenn man sagt, daß er mitten unter den Zuhörern, welche sich um ihn her versammeln, und welche ihm die seinen Talenten und seiner Menschenfreundlichkeit gebührende Huldigung nicht versagen, die Engländer auf eine vorzügliche Weise auszeichnet und es ihnen öffentlich gesteht, daß diese Aufmerksamkeit eine Schuld ist, welche er für die Freystätte entrichtet, die wir den unglücklichen Personen seines Standes verwilligten, welche ihr Vaterland verließen, um bey uns Trost zu suchen und die eine andere Heimath fanden.

Sollte diese schwache Skizze von einer so interessanten Anstalt Sicard, diesem religiösen Philosophen, zu Gesicht kommen, der jedem andern Lande eben so sehr angehört als Frankreich, wo er geboren ward, so wird er in derselben nichts weiter finden, als den Ausdruck der Dankbarkeit eines Engländers; aber er kann es sich selbst versprechen, daß, sobald der Definitivfriedenstractat wieder einen freyen Verkehr zwischen den beyden Nationen eröfnet haben wird, so werden die darin enthaltenen Gesinnungen von allen Engländern angenommen werden, welche den außerordentlichen Erfolg seiner tief durchdachten Arbeiten bezeugen werden. Sie werden auch eilen, ihren Tribut

einem Manne zu entrichten, dessen süßester Lohn in den Segnungen besteht, welche er demjenigen Theile seiner Mitgeschöpfe zu verleihen so glücklich gewesen ist, denen die Natur die gewöhnlichen Erweisungen ihrer Huld versagt hat.

Neun und dreyßigster Brief.

Paris, den 25ten Decembr. 1801.

Man hat sehr viel von dem allgemeinen Tone der Immoralität gesprochen, welcher in dieser Stadt herrscht, und zwar so viel, daß es Noth that, sich auf der ganzen Erde umherzusehen und zu forschen, ob die Moralität hier wirklich heut zu Tage verderbter ist, als vor der Revolution. Wenn ich den Gegenstand in allen seinen verschiedenen Zweigen untersuchen wollte, so würde mich das weit über die Gränzen eines Briefs hinaus leiten. Ich werde daher, als entscheidendes Kennzeichen, eine vergleichende Darstellung von der Zunahme oder Abnahme der verschiedenen Klassen von Frauen entwerfen, welche entweder öffentlich oder im Verborgenen von dem Pfade der Tugend abweichen. Wenn wir bey der niedrigsten Klasse anfangen, und Schritt vor Schritt bis zur höch-

sten hinansteigen, so treffen wir zuerst diejenigen, unglücklichen Geschöpfe an, welche in Frankreich unter der allgemeinen Benennung

Oeffentliche Frauenzimmer

bekannt sind.

Ihre Zahl belief sich in Paris, vor zwölf Jahren, auf dreyßig tausend; und wenn diese Zahl vergleichungsweise klein scheinen sollte, so muß man in Erwägung ziehen, wie viele Liebschaften hier die Aufmerksamkeit vieler Tausende beschäftigen, und die mithin darauf abzwecken, die Zahl der öffentlichen Frauenzimmer zu vermindern.

Die Frage ist nicht mit Gewißheit auszumachen, ob es für die Ruhe einzelner Familien nothwendig ist, daß es öffentliche Frauenzimmer giebt. Wer kann die Größe des Unheils, welches sie anstiften, oder welchem sie entgegen arbeiten, gehörig würdigen? Wer kann genau bestimmen, welches die besten Mittel sind, um das Gute so weit zu bringen, daß es das Uebel überwiegt? Aber wenn man die Nothwendigkeit der Maaßregel auch zugesteht, würde es nicht zweckmäßig seyn, so viel als möglich die gänzliche Mischung zu verhindern, welche tugendhafte Mädchen oft mit unkeuschen vereint?

Karl

Karl der Große war, obgleich ein warmer Verehrer des weiblichen Geschlechts, von dieser Meinung. Er hatte es sich äußerst angelegen seyn lassen, aus Paris Frauenzimmer dieser Art ganz zu verbannen. Sie sollten nämlich auf seinen Befehl öffentlich ausgepeitscht werden, und jeder, der sie in seine Wohnung aufnahm, sollte dieselbe auf seinen Schultern nach dem Orte hintragen, wo das Urtheil vollzogen wurde. Aber es war nicht wenig sonderbar, daß die beyden Töchter des Kaysers, die beyden Prinzessinnen Gisla und Rotrude allen lasterhaften Schwachheiten ihrer Natur nachhingen, indeß der Kayser darauf dachte, die Moralität des gebrechlichen schönen Geschlechts zu verbessern.

Karl der Große, welcher damals in dem *Palais des Thermes* wohnte, der in der Straße de la Harpe liegt, stand von ungefähr an einem Morgen viel früher, als gewöhnlich, auf. Als er einige Zeit in seinem Zimmer umhergegangen war, so trat er vor ein Fenster, woraus man in einen kleinen zum Pallaste gehörigen Hof sehen konnte. Wie groß war sein Erstaunen, als er in der Dämmerung seine zweyte Tochter, Rotrude, mit Eginhardt, seinem ersten Minister, auf ihrem Rücken erblickte, welchen sie durch den tiefen

Schnee trug, der in der Nacht gefallen war, damit man die Fußtapfen des Mannes nicht entdecken möchte.

Als Ludwig der Schwache, sein Nachfolger, den Thron bestieg, so unternahm er es, diese bey den Prinzessinnen zu bessern, welche der Vater aus zärtlicher Liebe gegen sie nicht hatte heyrathen lassen. Der neue König fing damit an zwey Edelleute, welche man für ihre Liebhaber hielt, hinrichten zu lassen, denn er glaubte, daß ihr Beyspiel Schrecken einflößen und daß sie keinen mehr finden würden; aber es scheint, daß er sich geirrt hat, denn sie waren nie in Verlegenheit Liebhaber zu finden. Man darf sich auch hierüber nicht wundern, da diese Prinzessinnen mit einem Geschmacke für Litteratur auch eine sehr lebhafte Einbildungskraft vereinten, und außerordentlich herablassend, edelmüthig und wohlthätig waren, daher sie auch, wie der Pater Daniel sagt, bey ihrem Tode allgemein bedauert wurden.

Da die Erfahrung bald bewiesen hatte, daß öffentliche Frauenzimmer in großen Städten ein nothwendiges Uebel sind, so entschloß man sich, sie zu dulden. Sie fingen daher an eine besondre Gesellschaft zu bilden, mußten Abgaben entrichten, und hatten ihre eigenen Gesetze und Richter. Man

nannte sie *femmes amoureuses, filles folées de leur corps*, und am Tage der heiligen Magdalene gewöhnte man sie, jährlich eine feyerliche Procession zu halten. Es wurden ihnen besondre Straßen zu ihrem Aufenthalte angewiesen; und ein Haus in jeder Straße zu ihrem Verkehr.

Im Jahre 1226, wurde in Paris ein Bußasyl unter dem Namen *les filles Dieu* gestiftet, und es blieb einige Jahre zur Aufnahme weiblicher Sünderinnen, welche sich vom Wege der Tugend verirrt hatten und zum Betteln genöthigt waren, offen. Zur Zeit des H. Ludwigs belief sich die Zahl derselben auf zwey hundert, als sie aber reich wurden, so wurden sie ausschweifend, und es folgten ihnen, im Jahre 1483 die reformirten Nonnen von Fontevrault.

Als ich im Jahre 1784 hier war, so besuchte eine ungeheure Menge Volks zugleich dieß Kloster, um den Leichnam einer alten Jungfrau und Märtyrerin zu sehen. Dieß sollte nämlich der Leichnam der heiligen Victoria seyn, der in der Nähe von Rom aus der Erde gegraben, und diesen Nonnen vom Pabste zugeschickt worden war. Als diese Reliquie eine Zeitlang der Verehrung und Neugierde

des Pariser Publikums dargestellt wurde, so staunten die frommen Seelen darüber, die schöne Heilige mit einer ganz frischen und rosigten Farbe zu sehen, nachdem sie verschiedene Jahrhunderte todt gewesen war, und dieß war ihrer Meinung nach ein Wunder, welches auf eine unwidersprechliche Weise für ihre Heiligkeit sprach. Die Ungläubigen, welche die Dinge nicht in demselben Lichte erblickten, glaubten, daß es ein künstliches Gesicht wäre, und daß man hier eine der heiligen Betrügereyen spielte, welche der Ruchlosigkeit so oft Waffen dargeboten haben. Allein sie irrten sich zum Theil; die Nonnen hatten es für schicklich gehalten, das Gesicht der Heiligen mit einer Maske zu bedecken, und sie vom Kopfe bis zum Fuße zu bekleiden, um vor den Augen des Publikums die scheußliche Gestalt eines Skeletts zu verbergen.

Im Jahre 1420 verbot Ludwig der Achte, in der Absicht, unkeusche Damen von den keuschen zu unterscheiden, den erstern das Tragen der goldnen Gürtel, welche damals Mode waren. Dieses Verbot war umsonst, und der tugendhafte Theil des weiblichen Geschlechts tröstete sich mit dem Zeugnisse seines Gewissens, daher das alte französische Sprichwort: Ein guter Nah-

me ist mehr werth, als ein goldener Gürtel. (*Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée.*) Eine andre Anstalt, welche zuerst *les Filles penitentes ou repenties*, und nachher *Filles de St. Magloire* hieß, wurde im Jahre 1497 von einem Franziskanermönch gestiftet, und hatte die nämliche Bestimmung. Er predigte gegen die Ruchlosigkeit, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß zwey hundert ausschweifende Frauenzimmer durch seine hinreißende Beredtsamkeit bekehrt wurden. Der Mönch nahm sie in seine Congregation auf, welche von dem Pabste kirchlich bestätigt wurde. Ihre Statuten, welche der Bischof von Paris aufsetzte, sind nicht wenig sonderbar. Unter andern Dingen wurde auch festgesetzt, daß „nur Frauenzimmer, welche ein ausschweifendes Leben geführt hatten, aufgenommen „werden sollten, und daß sie, zur Gewißheit der „Thatsache, von Matronen untersucht werden „sollten, welche auf die heiligen Evangelisten „schwören sollten, um einen treuen Bericht abzustatten.“

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Frauenzimmer in diesem Hause sehr gut in Acht genommen wurden, denn man glaubte, daß die Tugend selbst die Larve des Lasters annehmen könn-

te, um aufgenommen zu werden. Die Thatsache ist höchst sonderbar. „Um zu verhindern, daß „die Mädchen sich nicht der Unzucht ergeben „möchten, sollen diejenigen, welche einmal unter„sucht und abgewiesen worden sind, für immer „ausgeschlossen seyn.“

„Außerdem sollen die Candidatinnen verpflich„tet seyn zu schwören, bey Strafe der ewigen „Verdammniß in Gegenwart ihres Beichtvaters „und sechs Nonnen, daß sie sich nicht in der „Absicht der Unzucht Preis gäben, um in diese „Congregation zu kommen, und daß Frauenzim„mer von schlechter Denkungsart mit ihrer Be„kehrung nicht zu lange warten sollten, in der „Hoffnung, daß ihnen die Thür stets offen ste„hen wird, keine einzige, die über dreyßig Jahr „alt ist, wird aufgenommen werden.“

Diese Gesellschaft war einige Jahre ziemlich zahlreich; aber ihre Bestimmung hatte sich lange vor der Unterdrückung der Klöster, welche im Anfange der Revolution eintrat, geändert. Alle Oerter der öffentlichen Unzucht in Paris, welche man etwa vierhundert Jahre geduldet hatte, wurden durch einen Beschluß der Generalstaaten zu Orleans im Jahre 1560 aufgehoben. Die Zahl der feilen Frauenzimmer verminderte sich indeß

nicht, wenn gleich ihr Gewerbe nicht weiter mehr, als ein Handel angesehen wurde; und da ihnen der Aufenthalt an irgend einem bestimmten Orte untersagt wurde, so mußten sie sich überall verbreiten.

Heut zu Tage berechnet man die Zahl dieser Frauenzimmer in Paris auf fünf und zwanzig tausend; sie werden noch wie ehemals eingezogen, um in die Krankenhäuser geschickt zu werden, woraus sie gemeiniglich entlassen werden, um zu ihrer ehemaligen Lebensart zurückzukehren. Vor zwölf Jahren wurden diejenigen, welche man verhaftet hatte, monathlich einmal öffentlich untersucht, und sie wurden gemeiniglich zu einer längern oder kürzern Gefängnißstrafe verurtheilt; so wie es gerade dem Polizeyminister beliebte. Die Untersuchung derselben machte Personen von nicht sehr delikaten Gefühlen Vergnügen. Die abgehärteten Frauenzimmer, welche weder den Richter noch die Zuschauer achteten, wiederholten auf eine unverschämte Weise die Sprache und die Gebehrden ihres Gewerbes. Der Richter bestrafte jede Art des ausgelassenen Muthwillens mit noch vierzehntägiger Gefängnißstrafe, und die verworfensten wurden auf einige Monathe länger nach der Salpétrière geschickt.

Seitdem hat man sich bemüht, die innere Einrichtung dieser und ähnlicher Beßrungshäuser zu vervollkommnen; doch ist dieß, so weit meine Nachrichten gehen, mit wenig Glück geschehen. Weil man die verworfenen vom Augenblicke des Verhafts an von denen nicht absondern kann, welche ein Augenblick der Noth oder der Irrthum auf diese Lasterwege geführt hat, so verbreitet sich die ansteckende Pest des Beyspiels mit unglaublicher Schnelligkeit, und diejenigen, welche als ausschweifende Personen in das Haus kommen, verlassen dasselbe als Diebe; indeß alle Furchtsamkeit aus dem Herzen der zur Schüchternheit mehr gestimmtern verbannt ist. Außerdem fallen grade nicht die Strafbarsten in die Hände der Polizey, denn die Listigern und Erfahrenern entkommen gemeiniglich, weil sie sich mit den Polizeybedienten, die beauftragt sind, sie in Verhaft zu nehmen, abzufinden wissen; und so wird der erzielte Gegenstand gänzlich verfehlt.

Wenn sie in der Salpétrière ankommen, so werden die Gesunden von den Kranken abgesondert; und die letztern werden nach Bicetre geschickt, wo sie entweder geheilt werden oder sterben. Die Einbildungskraft des Lesers wird dieß furchtbare Gemählde vollends ausmahlen. —

Diese unglücklichen Opfer der Armuth oder der Verführung verdienen Mitleid. Bey allen ihren Lastern haben sie was weniger, als viele ihres Geschlechts, die sich auf ihre Keuschheit viel einbilden, ohne dieselbe zu besitzen, nehmlich die Heucheley. Da sie sich immer so zeigen, wie sie wirklich sind; sie können den geheimen Schaden nicht anstiften, welchen eine offenbare Spröde oft unter der täuschenden Maske der Keuschheit stiftet. In ihren eignen Augen herabgewürdigt, und nicht mehr im Stande, durch Tugendreize zu herrschen, fallen sie in das entgegengesetzte Aeußerste, und stellen das Laster in seiner ganzen Kühnheit dar.

Die nächste Classe ist die von den Griechen so geehrte, und von den Römern geduldete, sogenannte Klasse der

Courtisanen.

Unter dieser Benennung verstehe ich solche Frauenzimmer, welche zwar nicht mit Diamanten bedeckt sind, dennoch auf das luxuriöseste gekleidet, ihre Gunstbezeugungen den Meistbietenden antragen. Oftmals besitzen sie freylich nicht mehr Schönheit oder sonstige Vollkommenheiten, als die unglücklichen Mädchen, die ihre Reize für

einen sehr geringen Preis feil bieten. Allein nur zu häufig veranlassen Caprice, Glück, Intrigue oder andere Kunstgriffe einen erstaunlichen Unterschied unter Frauenspersonen, von ein und eben demselben Handwerk.

Die Alten brachten ihren Phrynen, Laisen und Aspasien erstaunliche Opfer; und unter den Neuern hat, in ähnlicher Rücksicht, keine Nation die Franzosen übertroffen. Jedermann kennt den ausschweifenden Luxus der Mademoiselle Deschamps; die Kissen ihres Gemach-Stuhls (*chaise percée*) waren mit kostbaren Spitzen eingefaßt; und das Sattelzeug ihrer Equipage mit nachgemachten Juwelen besetzt.

Indeß lebte diese Person auf eine solche Art, daß sie sehr Ursache hatte, nachmals ihre Thorheit zu bereuen. Denn wenn sie gleich nicht im strengsten Verstande in einem Armenhause starb, so endigte sie dennoch ihr Leben in Dürftigkeit.

Vor der Revolution zeigte Madame Grandval unter allen übrigen galanten Damen, den größten Luxus in Equipagen. Mademoiselle d'Hervieu hingegen in ihrem Hause. Ich kannte sie beide. Die erstere sah ich in Longchampt, wie auch bey der jährlichen Revue der Truppen des königlichen Hauses, und zwar in einer Equipage, so schön,

als die des Lordmayors, bespannt mit acht englischen Grauschimmeln, wovon jeder 120 Guineen kostete. Hier saß sie wie eine Königin in einem Ueberflusse von Brillanten. Gegen ihr über sahe man eine Gesellschaftsdame, die gleichsam ihre Hofdame vorstellte. Hinten auf der Kutsche standen nicht weniger als drey ansehnliche Lakaien, und überdieß ein Jäger, ganz in dem Styl des Herzogs von Gloucester, in sehr reicher Livré, mit Degen, Stock und Haarbeutel.

Was das Haus der Mademoiselle d'Hervieu angeht, so fand man hier alles, was nur orientalischer Luxus, vereinigt mit französischem Geschmacke, nach einem kleinen Maaßstabe liefern konnte. Diese Frau, wenn gleich nur von sehr geringem Herkommen, und darneben nichts weniger als schön, hatte sich bey der Oper als Figurante anzubringen gewußt, sie hatte es aber zugleich verstanden, die Gunst einiger sehr reichen Protecteurs zu gewinnen. Letztere erbaueten ihr dann einen Pallast, *en mignature*, auf der *Chaussée d'Antin*, der vor zwölf Jahren der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war, und von jedem Fremden als eine der Merkwürdigkeiten von Paris besucht wurde.

Gegenwärtig sieht und hört man nichts mehr von so außerordentlichen Favoritinnen des Glücks *); und da es jetzt an ähnlichen Subjekten fehlt, so gehe ich zu der nächsten Klasse über; man bezeichnet sie mit dem Namen der

Unterhaltenen Mädchen. (*Filles entretenues.*)

Was für Distinktionen, was für Schattirungen, was für verschiedene Namen, um eine und dieselbe Sache zu bezeichnen! Von der stolzen Schöne in der glänzenden Equipage, gleich einer Favoritsultanin, mit dem ganzen Pomp der reichsten Toilette, hinab zu dem halbverhungerten Geschöpfe, daß zu Abends an der Ecke der Stra-

*) Der Verfasser hätte doch nicht die große Tänzerin, Mad. Guimard, eine wahre Grazie, vergessen sollen, denn diese, welche noch im 60sten Jahre sehr reiche Liebhaber hatte, verschwendete mit nicht geringerem Aufwande als jene. Sie verdienet aber noch mehr wegen ihrer edlen Unterstützungen der Armuth hier eine ehrenvollere Erwähnung als jene beyden Phrynen. Bis in die Dachstuben stieg sie hinauf, und unterstützte auf das theilnehmendste die Dürftigen und die Kranken. Auch sie sah sich zuletzt verarmt. Nur allein die Meublen ihres Boudoirs wurden für mehrere 100 Tausend Liver verkauft.

Der Uebersetzer.

ßen vor Kälte zittert, welch eine Gradation in ein und demselben Handwerk!

Vor der Revolution rechnete man in Paris 8 bis 10000 Frauenzimmer, für welche reiche adliche oder Finanziers von 1000 Pfund Sterling bis zu Summen von unglaublichen Größen, aufwendeten. Einige dieser Damen haben ganze Familien in der kurzen Frist von sechs Monaten zu Grunde gerichtet, und sahen sich dennoch, nach Verlauf eines Jahrs, gezwungen, ihre Diamanten zu verkaufen, um nur leben zu können.

Viele von ihnen stehen freilich den Courtisanen an Reichthum sehr nach; sie waren aber auch weniger sittenlos, und wurden eben deshalb mehr geachtet. Sie haben einen Liebhaber, der da bezahlt, den sie, so viel als nur möglich ist, abnehmen, und ihn dennoch dafür lächerlich machen (hintergehen); daneben haben sie einen andern, den sie selbst bezahlen, und für ihn tausend Thorheiten begehen.

Diese Damen halten gewöhnlich niemals die Mittelstraße in ihrer Zuneigung; entweder sind sie gänzlich gefühllos gegen die Liebe, oder ihre Leidenschaft gehet bis zur Ausschweifung. Fingen sie an zu veralten, so suchten sie sich mit aller Gewalt zu verheyrathen, und es gelang eini-

gen von ihnen, Männer zu finden, die, da es ihnen nur auf Geld und nicht auf Ehre ankam, sich durch solche Verbindungen entehrten.

Oftmals traf es sich, daß einige dieser Frauenzimmer, im Fall sie ihre Schönheit zu erhalten gewaßt hatten, von reichen Männern aus bloßer Ostentation gehalten wurden, grade so wie ein solcher Mann etwa eine prächtige Equipage oder ein außerordentliches Reitpferd mehr hält. Andere hielten sie lediglich aus Caprice; sie führten dann, wie die Lanze des Achilles, ihr eigenes Gegengift mit sich; nachmals gingen sie dann von einer Hand in die andere und wurden von verschiedenen unterhalten.

Es ist indeß nicht zu leugnen, daß einige solcher Verbindungen, auf wirkliche Neigungen gegründet waren. Hatte dann das Frauenzimmer Verstand, so betrug es sich gänzlich wie eine Ehefrau. Zu Zeiten benahm sich der Liebhaber völlig in dem Styl orientalischer Galanterie. Der Hofbanquier Beaujon, ein Mann von unermeßlichem Vermögen, genoß noch im Alter bis an seinen Tod der Gesellschaft schöner Mädchen. Einige von denen, unter welche er seine Geschenke verschwendete, gehörten zu recht guten Familien. Er erbauete deshalb in der *Fauxbourg du Roule* ein elegantes Haus,

die Chartreuse genannt. Hierin diente zu seinem gelegentlichen Vergnügen ein sonderbar eingerichtetes Zimmer. Es stellte eine Laube vor; in ihrer Mitte fand sich ein Bette in Gestalt eines Blumenkorbes. Die grünbelaubten Zweige von vier Bäumen beschatteten die obere Decke des Bettes. Der Himmel des Bettes war wie der natürliche Himmel gemahlt, und die Bäume trugen eine an ihren Zweigen herabhangende Draperie. Dieß war der Tempel der Venus des Herrn Beaujon.

Der verstorbene Prinz von Soubise hielt noch vor einigen Jahren jederzeit zehn bis zwölf Damen. Der einzige Umgang, den er mit ihnen hatte, bestand darin, daß er zwey bis dreymal mit ihnen frühstückte oder plauderte, und in der letzten Zeit unterhielt er aus wahrer Wohlthätigkeit auf diese Art einige ganz alte Mitschwestern. Am Ende jedes Monats kamen alle diese Dämchen in ihren Carossen in einer Linie, eine hinter der andern, zu einer bestimmten Stunde angefahren. Der Haushofmeister hielt die Geschenke für sie in Bereitschaft. Sie giengen darauf einzeln in einen geräumigen Saal, der mit Verschlägen besetzt war, die mit seidenen Stoffen, Musselinen, Tressen, Bändern und dergleichen, reichlich versehen waren. Der Prinz theilte sodann Präsente aus, je nach ihrem

Alter und Geschmack. Auf diese Weise endigte sich dieser Besuch nur mit Ceremonien, die höchstens mit allgemeiner Galanterie untermischt waren. Dieß war der Styl, in welchem mehrere Frauenzimmer unter den vormaligen Regierungen unterhalten wurden. Anjetzt würde es schwer werden, Frauenzimmer zu finden, zwanzig bis dreyßig vielleicht ausgenommen, die mit solcher Eleganz unterhalten werden; kaum sind sie jetzt von einem Monat bis zum andern ihres Schicksals gewiß. Die Ursache hievon ist, weil die modernen Crösusse, die größtentheils ihren Reichthum auf eine zu verheimlichende Weise erworben haben, alle mögliche Vorsicht anwenden, es zu verhüten, daß das Publikum durch einen in die Augen fallenden großen Aufwand ihrer Maitressen ihre so schlecht errungenen Schätze kennen lerne. Dies soll die Ursache seyn, weßhalb mehrere derselben sich lieber mit Damen von zweydeutigem Rufe verheyrathen, weil es leichter ist, den ausschweifenden Aufwand einer Frau als einer Maitresse einzuschränken.

Wir kommen nun zu einer Klasse Frauenzimmer, welche in einer Sphäre leben, die am besten darzu berechnet ist, Eroberungen zu machen; ich rede von den . . . .

Opern-

Opern-Tänzerinnen.

Wenn ein Zuschauer, dessen Augen durch die Täuschung der Theaterdekorationen bezaubert sind, diese Schönheiten betrachtet, die unter der Form einer Calypso, Eucharis, Delphis und dergl. nicht blos bey der Jugend, sondern selbst bey Männern von reifern Jahren Begierden erweckt, so vergißt er oftmals, daß diese Göttinnen Mädchen sind, die nur zu häufig ihre Gunstbezeugung den niedrigsten Sterblichen Preis geben. Seine Einbildungskraft leihet ihnen tausend verborgene Reize, die sie gar nicht besitzen, und er kann es sich nicht überreden, daß sie nicht einer Leidenschaft auf das heftigste ergeben seyn sollten, die sie mit einem so scheinbaren Gefühle ausdrücken. Nur erst in ihren Armen entdeckt er seinen Irrthum. Um zu dieser traurigen Erfahrung zu gelangen, hat mancher Engländer mehrere tausend Pfund Sterling aufgeopfert, während daß seine treulose Schöne sich der ganzen Fülle ihrer Wollust in den Armen eines ganz gemeinen Franzosen überlassen hat. Daher die bedeutende Benennung *Milord Got-au-feu*, für den, der ein Mädchen unterhält, daß seine Gunstbezeugungen einem andern Preis giebt.

Eine solche Opern-Tänzerin pflegte sich sonst

in der Tribune im Glanze von Juwelen zu zeigen, und nach ihrem hohen Styl (Magnificenz) richtete sich dann die Achtung, welche ihr ihre Gesellschafterinnen zollten. Der Abstand von der einen zu der andern dieser Theater-Nymphen war genau nach diesem Maaßstabe abgemessen, so daß die Reichste unter ihnen kaum zu ein und derselben Klasse mit der Aermsten zu gehören schien.

Der ersten credenzten alle Modenhändler; Geschenke wurden auf Geschenke gehäuft, und das Gold in solcher Quantität an ihr verschwendet, daß sie während dieser Zeit sich wirklich eine zweyte Danae zu seyn wähnen konnte.

Mitten in dieser glänzenden Parade kam dann plötzlich ein bisher völlig unbekanntes Mädchen in Aufnahme, und dann sah sich jene durch eine Person auf einmal verdunkelt, auf die sie zuvor nur mit Verachtung herab gesehen hatte. Statt einer Reihe von Besuchen stand ihr Haus plötzlich verödet, und nach Jahresfrist fand sich die stolze Schöne, von allen verlassen, gezwungen, ihre Sachen aufzuopfern, um sich gegen ihre Gläubiger zu schützen.

Da war es denn nicht Wunder, daß diese Ordnung der Dinge, der Majorität dieser Tan-

zenden Schönheiten gefallen mußte, (ausgenommen, wenn grade das Gegentheil einmal eintrat,) und daß sie lebhaft die Dauer dieses Zustandes wünschten.

Auch ergiebt sich aus einem Briefe des Grafen *de Caylus* an Ludwig *XVI.* den man nachmals unter den Papieren des Königs in den Tuillerien gefunden hat, daß die geheimen Nachrichten der Polizey bezeugt haben, fast alle Opern-Tänzerinnen seyen Erzaristokraten gewesen, da hingegen unter den Opernsängerinnen die Demokraten die Oberhand gehabt haben. Diese kleine Anekdote beweiset zugleich, wie weit man damals die Neugierde getrieben hat, um über das, was man öffentliche Meinung nennt, gewiß zu seyn; und ich zweifle gar nicht, daß das Resultat genau die Angaben bestätigt habe.

Die Oper war sicher nie so reich als gegenwärtig an ausgezeichneten Tänzerinnen, dennoch fehlt es diesen Schönen nie so sehr an verschwendenden Bewunderern als jetzt.

Ich gehe nun zu der nächsten Ordnung der feilen Schönen, zu der unzählbaren Menge der Klasse, genannt

Grisetten.

Dieser Name wird solchen jungen Mädchen

beygelegt, die da genöthigt sind von ihrer Hände Arbeit zu leben, und deßhalb die Läden der Putzmacherinnen, der Damenschneider und der Handelsleute, welche fertige Wäsche verkaufen und dergl. anfüllen.

Der Rang oder die Stufe, die ihnen anzugehören scheint, ist die zwischen den Tänzerinnen der Oper und den Demireps. Ueber diese Distinktion aber schon Mr. Tickle im Zuschauer (*Spectator*) bemerkt, man müsse die Benennungen der schönen Sünderinnen nach den Umständen verändern. „Diejenigen, sagt er, welche nur „gegen sich allein sündigen, darneben aber der „Societät kein Scandal geben, sondern aus Billigkeit gegen den gesitteten Theil der Welt noch „so viel Gutes in sich fühlen, um zu erröthen, „verdienen nicht unter den allgemeinen Ausdruck „begriffen zu werden, den man den schlechtesten „Weibspersonen beylegt. Rücksicht muß man auf „ihren Zustand haben, in welchem sie sich befanden, da sie zuerst fielen; ferner auf die traurige „Bestürzung, in welcher sie unter gefühllosen, „harten Eltern lebten; auf das Drückende der „Armuth; auf die zu Anfang wohl nicht ungegründete Leidenschaft; auf alle die Linderungen, „(Annehmlichkeiten) welche ein Frauenzimmer so

„weit bringen kann, den ihrem Geschlechte eigen-„thümlichen Charakter, die Bescheidenheit, abzu-„legen. Urtheilte man auf eine andere Art, so „urtheilte man wie ein pedantischer Stoiker, „der alle Laster für gleich wichtig ansieht, und „nicht als ein unpartheyischer Zuschauer (*Specta-„tor*), der zugleich mit den Gebrechen auf alle „die Nebenumstände sieht, wodurch sie erhöhet „oder vermindert werden."

Messen wir die Grisetten nach diesem Maaßstabe, so verdienen sie genau unter die Demireps gestellt zu werden. Denn so wie schon Lear (im König Lear beym Shakespear) von seiner Tochter sagt:

„Nicht der schlechteste zu seyn, dies verdient „gleichfalls eine Art Lob."

Ihr hauptsächlichstes Verdienst besteht darin, daß sie sich mit einem gewissen Anstand und Zurückhaltung betragen, und zugleich wirklicher Zuneigung fähig sind. In einem niedrigen Range gebohren, sind sie von Jugend auf gewöhnet, ihren Lebensunterhalt durch Industrie zu suchen. Jungen Vogeln gleich, welche die Kräfte ihrer eigenen Flügel versuchen, fliegen sie von ihrer Mutter Nest bis zu ihrem sechszehnten Jahre fort, miethen dann ihr eigenes Zimmer und leben

wie es ihre Umstände erlauben, und ihre Phantasie es ihnen eingiebt.

In ihrer Armuth glücklicher als die Töchter der geringen Handelsleute überschreiten sie die Gränzen der Zurückhaltung so lange ihre Reize in der Blüthe stehen; und zu Zeiten ist die Dürftigkeit ihres Herkommens der Ursprung ihres Glücks. In der Verheirathung mit einem Handwerker aus ihrer eigenen Klasse, sehen sie nur Armuth und Sklaverei voraus. Dies stimmt aber auf keine Weise mit ihrem Geiste der Unabhängigkeit überein. Eitelkeit wird ihr Führer, und diese ist ein eben so übler Führer, als Armuth, da er sie bestimmt, die Resourcen ihrer Jugend und ihrer Person denen der Nadel hinzuzufügen. Diese doppelte Versuchung ist zu mächtig für ihre schwache Tugend. Sie suchen daher einen Freund, der sie Sonntags für die Langeweile der ganzen Woche tröstet; denn diese muß ihnen allerdings lange genug währen, da sie von Morgen bis zur Nacht wie angeheftet sitzen. Ueberhaupt sind sie treuer als irgend eine der übrigen Klassen ihrer Art, und man kann sie mit wenigen Kosten und ohne unanständiges Aufsehen zu erregen, unterhalten.

Es würde eine besondere Anstrengung der

Polizey erfordern, um genau zu erfahren, ob die Zahl der Grisetten seit der Revolution ab- oder zugenommen hat; aber ihre Anzahl war von jeher in Paris unermeßlich groß.

Es wäre ein sehr wichtiger Gegenstand für die französischen Gesetzgeber, ein Mittel für dieses Uebel ausfindig zu machen. Dem Luxus der Toiletten würde dadurch unfehlbar ein tödlicher Streich versetzt werden, indem die Wuth zum Putz und Anzug sicher die Tugend einer weit größern Anzahl Frauenzimmer untergraben hat, als alle Kunstgriffe der Lotharios. Ich überlasse diese Materie irgend einem modernen Lycurgus, und schließe meinen Brief. Indeß darf ich nicht aus zu großer Eilfertigkeit eine Klasse Frauenzimmer auslassen, welche in eben demselben Verhältniß zugenommen haben, in welchem die unterhaltenen Mädchen abnahmen. Da diese keine bestimmte Benennung in Frankreich haben, so nehme ich mir die Freyheit ihnen den Namen der

Demireps *).

beyzulegen. Ohne die schaamlose Frechheit des Lasters zu haben, sind diese Damen dennoch nicht

*) Frauenzimmer von halbem gutem Rufe; von Demi reputation. Ueb.

von strenger Tugend. Da sie fanden, wie die Courtisanen von Profession die am meisten versprechende Jugend bestritten, so traten die Demireps auf einmal hervor und suchten auf eine geheime und auffallende Art eben die Vortheile zu erhalten, die jene ihrem Gewerbe verdankten. Wenn sie gleich nicht so viel Dreistigkeit in ihrem Betragen zeigen, so äußern sie dennoch eben dieselbe Gefälligkeit.

Sie deklamiren laut gegen alle zuvor erwähnte Klassen von Mädchen, und zwar aus der sehr gültigen Ursache, weil diese mit einander ihre gefährliche Nebenbuhlerinnen sind. Freilich kann ein wirklich ehrliches Frauenzimmer nie mit zu großem Abscheu auf die Verletzung der Keuschheit hinsehen, allein selbst eine Lucretia sollte doch stets eine Zähre für Mitleid übrig haben; besonders für unglücklich gefallene Personen ihres Geschlechts. Nichts kann widerstehender seyn, als wenn man Weiber, von welchen es bekannt ist, daß sie ausgeschweift haben, ihrer eigenen Sünden uneingedenk, über die Schwachheit anderer ohne Barmherzigkeit schimpfen hört, die sich dabey weniger behutsam und schlau benommen haben.

Die Demireps geben sich bey ihren Verbin-

dungen das Ansehen der höchsten Uneigennützigkeit; erhalten sie aber für die Aufopferung ihrer Gunstbezeugung kein baares Geld, so nehmen sie dagegen andere Geschenke von Werth an.

Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß ein Mann sich sehr glücklich schätzt, mit einem solchen Frauenzimmer innigst bekannt zu seyn. Bezaubert von seinem Glücke wiederholt er seine Besuche bis er eines Tages seine Schöne in völliger Verzweiflung antrift. Aengstlich fragt er nach der Ursache. Nach einer weitläuftigen Einleitung berichtet sie ihm dann, sie habe so großes Unglück im Spiel gehabt, daß sie ohne alle Hülfe verlohren sey. Der zu leichtgläubige Bewunderer kann hiebey nichts geringeres thun, als ihr heimlich mit einer hinreichenden Summe auszuhelfen, damit sie nicht mit ihrem Manne deßhalb in Ungelegenheit komme. Auf die Weise fällt denn diese uneigennützige Dame am Ende dem Beutel ihres Liebhabers noch schwerer zur Last, als die allerfeilste Courtisane.

Derjenige, welcher sich der Gunst dieser Damen recht sehr empfehlen will, kann nichts besseres thun, als einige jener Colifichets, die nicht mehr in der Mode sind, baar auszuwechseln. Zuweilen trift er auch auf einen gutmüthigen Ehemann, der

gegen die Untreue seiner Hälfte Nachsicht äußert, und dem Liebhaber alle Achtsamkeit bezeugt. In diesem Falle findet sich letzterer gänzlich dort zu Hause, denn seine Gegenwart ist dem Manne nicht minder angenehm, als der Frau; wenn denn alle drey zusammen sind, so scheinen sie gra- de so gut zu einander zu passen, als die drey Seiten eines gleichseitigen Dreyecks.

Man sagt, daß seit der Revolution die gro- ße Zunahme dieser Demireps die Klasse der so- genannten unterhaltenen Mädchen (*filles entre- tenue*) außerordentlich vermindert habe.

Wirklich wollten einige versichern, die Anzahl der erstern habe ich seit wenigen Jahren um das zehnfache vermehrt. Dagegen behaupten Andere es sey alles in dem ehemaligen Verhältnisse ver- blieben, denn sagen sie, der heutige Zustand der Societät in Paris ist bey weitem nicht so gün- stig für Liebesintriguen als der unter dem ehema- ligen Gouvernement. Da die Reichthümer sich anjetzt gleichförmiger vertheilt finden, so sind ver- hältnißmäßig wenigere Personen im Stande, gro- ße Häuser zu machen, Bälle, Assembleen und Soupées zu geben, woselbst eine sehr zahlreiche Versammlung derjenigen, welche Ausschweifungen liebten, die beste Gelegenheit an die Hand gab,

genaue Bekanntschaften anzuknüpfen und zu kultiviren. Ich gestehe indeß, daß diese Gründe, ob sie gleich von einem würdigen, mir äußerst achtbaren Franzosen herrühren, dennoch nicht mit meiner eigenen Beobachtung zutreffen.

Ohne es auf mich zu nehmen, jene Meinung völlig umzustoßen, so halte ich mich dennoch völlig überzeugt, daß, wenn die Moralität derjenigen Klassen, die ich besonders zu besuchen Gelegenheit gehabt habe, nicht wirklich verschlimmert, sie dennoch wenigstens auf keine Weise gewonnen hat, seitdem ich Paris zuletzt besuchte *).

Nachdem ich Ihnen die Porträte aller Gattungen von Damen in gehöriger Folge geliefert habe, deren Originale den englischen Reisenden unstreitig werden vorgekommen seyn, so muß ich auf meiner Leinwand noch einen kleinen Winkel für eine sehr geringe Anzahl Frauenzimmer offen behalten, welche man schwerlich irgendwo außerhalb Paris auffinden würde.

Ihre Seltenheit mag nun aber auch eine noch so große Empfehlung für sie seyn, dennoch ist sie

*) Was der Verfasser selbst über die Ehescheidung und dergl. beybringt, und was die übrigen vernünftigen Beobachter des heutigen Frankreichs, und besonders der Hauptstadt beybringen, stimmt völlig für die Behauptung der moralischen Verschlimmerung.

nicht die einzige Eigenschaft, weshalb sie einem unpartheyischen Beobachter merkwürdig werden.

Wenn ein Mann in Rücksicht des schönen Geschlechts zur ruhigen Ueberlegung gekommen ist, oder wie wir Engländer sagen, wenn er seinen wilden Hafer ausgesäet hat, (wenn er ausgerast hat) so sucht er einen Freund, dem er sich mit voller Zuversicht gänzlich anvertrauen könne. Die Erfahrung lehrt ihn, daß sehr wenigen Menschen zu trauen sey; hat er sodann nicht das gute Glück eine tugendhafte Frau zu erheirathen, die zugleich von einnehmendem Charakter und von richtigem Verstande ist, so muß er, wie Junius, der einzige Vertraute seines Geheimnisses bleiben *).

In Paris kann er aber eines dieser so seltenen Frauenzimmer finden, die, seit frühern Jahren zur Ueberlegung gewöhnt, den festen Geist des

*) Der Verfasser zielt hier unstreitig auf die berühmten, heftigen Briefe des Junius, die ehmals im Jahre 1782 oder 1783 gegen die Regierung geschrieben wurden. Es war allerdings zu bewundern, daß von diesen gedruckten Briefen der Verfasser, nach der angestrengtesten Nachforschung, nicht blos des Gouvernements, sondern so vieler bedeutenden Privatpersonen nicht entdeckt werden konnte. Vielleicht war der Verfasser der Briefe zugleich der Drucker derselben. Der Ueb.

Mannes mit der schnellen Empfindsamkeit des Weibes in sich vereinigen.

Sind nämlich bey ihnen die ersten Leidenschaften verflogen, so bleibt ihre Vernunft völlig unbewölkt. Indem sie jede kleinliche Idee zurücksetzen, erheben sie sich zu der Kenntniß der allerwichtigsten Angelegenheiten, und werden gewöhnt, durch eine stets thätige Beobachtung der Menschen die feinsten Nuanzen der Charaktere zu unterscheiden.

Daher ist denn ihre Penetration außerordentlich, und sie sind im Stande bey jeder wichtigen Angelegenheit den gescheutesten Rath zu ertheilen.

Kurz eine solche Französin von dreyßig Jahren ist ein treflicher Freund; sie ist dem Manne, welchen sie hochschätzt, innigst ergeben, findet für die Beförderung seines Interesse, seines Glücks und seines guten Rufs nichts zu schwer.

Die Freundschaft zwischen Mann und Frau ist tausendmal sanfter, als zwischen zwey Männern; die Freundschaft des Weibes ist thätig, wachsam und zugleich zärtlich. Das französische Frauenzimmer hält ihre alten Freunde weit wichtiger, als ihre junge Liebhaber. Sie hintergehen vielleicht zuweilen den Liebhaber, aber niemals den Freund. Letzterer ist für sie ein heiliges We-

sen; dies bewog Rousseau, der übrigens der Pariser Schönen sicher nicht schonte, zu sagen: Nie würde ich in Paris eine Frau gesucht haben, noch weniger eine Maitresse; dagegen hätte ich mich dort sehr gerne nach einem Freund unter dem andern Geschlechte umgesehen; und dieses Kleinod hätte mich vielleicht für die Unmöglichkeit, die beyden ersten auffinden zu können, schadlos gehalten.

Vierzigster Brief.

Paris, den 27ten Dec. 1801.

Etwa vor dreyßig Jahren schmähete man der menschlichen Natur in der Person einiger unglücklichen Blinden, welche zu dem Hospital der *Quinze-vingts* gehören, und wiederholte diese Beleidigung zwey Monate hindurch alle Tage. Dies gab einem der Zuschauer die Idee an die Hand, diese Unthat auf eine, des wahren Menschenfreundes würdige Art zu rächen.

In einem Caffeehause auf dem Foire St. Ovide in Paris hatte man nämlich 10 blinde Bettler in sehr groteskem Anzug, mit hohen spitzen Mützen, und großen pappernen Brillen ohne

Gläser auf der Nase, aufgestellt. Lichter und Musik standen vor ihnen, und einer derselben war wie Midas ausstaffiert, mit langen Eselsohren, und noch überdies mit einem Pfauenschweif, der sich hinter ihm ausbreitete. Letzterer sang, während daß die übrigen mit einander ein und dieselbe Melodie eines monotonen Gesangs spielten, ohne Geschmack und ohne Tact. Auf die Art machte das Publikum die unglücklichen Schauspieler dieser verabscheuungswürdigen Scene lächerlich. Dieß ereignete sich im September 1771.

Ein edler Enthusiasmus ergriff bey diesem Anblick den Bruder des berühmten Mineralogen, den Mr. Valentin Haüy. Er entwarf sofort das Project, die Blinden lesen und schreiben zu lehren, und ihnen Bücher und Musik in die Hände zu bringen, die sie selbst gedruckt hätten. Zwölf Jahre lang ließ er diesen Gedanken bey sich reif werden, aber nur erst 1784 wagte er es, ihn wirklich auszuführen. Auf dieses lobenswürdige, edle Vorhaben, verwendete er sein ganzes Vermögen; hierdurch entstand dann die Anstalt, welche in Paris seit 1791 unter dem Titel:

National-Institut der industriösen Blinden

bekannt ist.

Der Plan des Herrn Haüy ward sofort von der philantropischen Gesellschaft unterstützt, auch trugen die Großmuth und der gute Rath mehrerer Personen, die wegen ihrer Wohlthätigkeit eben so schätzbar waren, als wegen ihrer Einsichten, nicht wenig dazu bey, ihn zum Fortgehen in seinem Vorhaben zu ermuntern. Folgendes waren die Hauptgegenstände dieser Anstalt:

1) Die Blinden von dem gefährlichen Wege der Faulheit abzuziehen.

2) Ihnen durch eine angenehme und leichte Arbeit Unterhalt zu verschaffen.

3) Sie auf die Weise der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben.

4) Sie für ihren unglücklichen Zustand zu trösten.

Es ist schon an sich selbst eine große Glückseligkeit, die Blinden der Faulheit zu entziehen, denn sie werden dadurch gegen eine unzählige Anzahl von Lastern geschützt; dieß mußten daher die Moralisten sehr lobenswerth finden. Allein ein anderer Vortheil, der eben so viel Beifall verdient, ist der, daß man ihnen selbst Gelegenheit in die Hände giebt, sich ein untrügliches Mittel gegen die Armuth zu verschaffen.

Ehe dieser wohlthätige Plan in Ausübung kam,

kam, sahe sich ein junges, blind gebohrnes Kind von armen Eltern in die traurige Nothwendigkeit versetzt, an einem öffentlichen stark befahrnen Wege, der rauhesten Witterung blos gestellt, sein Brodt zu betteln; jetzt hingegen verdankt es seinen Unterhalt ganz allein seiner eigenen Arbeit.

Die Kinder, welche Herr Haüy zu erziehen hatte, waren überhaupt genommen, Kinder von Handwerkern; nur wenige gehörten Künstlern oder Gelehrten. Verschiedene waren mit einiger Anlage für mechanische Arbeiten gebohren, andere mit natürlichen Talenten für Künste und Wissenschaften. Diesem zufolge ward sein Plan zum Unterricht eingerichtet; er theilte ihn nämlich in vier Zweige ab:

1) Handwerkerarbeit; nämlich Spinnen; Knütten; Seildrehen; Bänder, Franzen machen und Arbeit in Pappe.

Eigene Aufseher bestimmen die Arbeit, welche den Blinden eben so leicht wird, als den Sehenden.

2) Erziehung; nämlich: Lesen; Schreiben; Rechenkunst; Geometrie; Geographie; Litteratur; Geschichte; auswärtige Sprache; Künste und Wissenschaften.

Diese Erziehung der blinden Kinder wird,

vermittelst halb erhobener Arbeit (*bas-relief*, Schnitzwerk) geführt, und zwar andern Blinden anvertrauet, die da bereits darin vollkommen sind. Diese letztern unterrichten aber nicht allein die ihnen gleichen Blinden, sondern ebenfalls die Sehenden.

Der Sinn des Gefühls ist bey blinden Kindern so verfeinert, daß ein Zögling, der nur etwas unterrichtet ist, die Landcharten, vermittelst des Fühlens, vollkommen versteht. Er zeigt mit seinen Fingern genau Länder und Städte. Legt man ihm eine Karte verkehrt vor, so bringt er sie sofort in die richtige Lage, und er entdeckt es sogleich, wenn man ihn hintergehen will und eine andere für die rechte unterschieben.

3) Buchdrucken; in halberhobener Arbeit für sich und ihres Gleichen. In schwarzen Lettern haben sie bereits keine unbedeütende Anzahl volumnöser Bücher für das Publikum gedruckt.

In erhobener Arbeit haben sie gedruckt: einen Catechismus, eine Grammatik, und eine große Menge Musik.

Nirgends, außer hier, und im

Museo für die Blinden,

wovon ich sogleich reden werde, findet sich eine Buchdruckerey in *bas-relief*.

4) Musik; nämlich Vokal-, Instrumental-Musik und Composition.

Die Musik der blinden Zöglinge ist jederzeit mit dem besten Erfolge angewendet worden; bey öffentlichen Festen, in den Schauspielhäusern, bey Bällen, auf Kaffeehäusern, und in vielen öffentlichen und Privat-Assembleen. Es ist unmöglich, eine hinreichend richtige Idee von dem entschiedenen Geschmacke der Blinden in der Musik zu geben, und zugleich von dem Troste, der ihnen daraus zufließt. Der Augen beraubt scheinen sie ganz Ohr zu seyn.

Kaum hatte Herr Haüy seine ersten Versuche bekannt gemacht, so erhielt er schon den lautesten Beyfall der vormaligen (*ci-devant*) Akademie der Wissenschaften; dies kann man aus dem Bericht ersehen, den mehrere ihrer angesehensten Mitglieder unterzeichnet hatten, z. B. Desmarets; la Rochefaucauld, Condorcet und andere Professoren derjenigen Künste, welchen sich die Zöglinge des Herrn Haüy widmeten, z. B. vorzügliche Buchdrucker, Musiker u. s. w. bestrebten sich mit einander, die außerordentlichen Fortschritte anzuerkennen, die die Blinden in demselben gemacht hätten. So gaben ihnen drey der ersten Buchdrucker von Paris Certificate über ihre ausgezeich-

nete Geschicklichkeit im Drucken; auch ward ein Con- zert von den Blinden aufgeführt, welches großen Beyfall von der ehemaligen (*ci-devant*) Akademie der Musik erhielt. Nun wünschten Personen aller Art, Zuschauer der Resultate dieser Versuche zu seyn. Ludewig der *XVI.* ließ die industriösen Blinden und ihre Maschinerien nach Versailles kommen. Er besuchte sie bey ihren Arbeiten, und sahe, in Gesellschaft der königlichen Familie, der Prinzen vom Geblüte, der Minister und Abgesandten ihrem Verfahren zu. Nachdem er den Einwohnern von Versailles diesen interessanten Anblick auf mehrere Tage verschaft hatte, so belohnte er die Blinden durch Zeichen seiner Gunst und Aufmunterung.

Die Regierung, welche auf die monarchische folgte, äußerte kein geringeres Interesse bey dem Fortgange von Herrn Haüys Unternehmung. Die verschiedenen Legislaturen, welche in Frankreich nach und nach einander folgten, beförderten sie durch mehrere Decrete. In dem Verhältnisse, in welchem die Anzahl der Zöglinge zunahm, wuchs gleichfalls ihre industriöse Thätigkeit.

Vermöge eines Gesetzes, welches Herr Haüy bewirkte, und wodurch die Nacheiferung unter den Zöglingen außerordentlich gespannt ward, wur-

den die Blinden bey gleichen Verdiensten, jedesmal den Sehenden vorgezogen, wenn Stellen in dem Institute offen standen. Von dieser Zeit an erhielten die ersten (ältesten) blinden Zöglinge das Amt der Lehrer bey den jungen Blinden, die von den verschiedenen Theilen der Republik zum Unterricht in das Institut gesandt waren.

Kraft dieses Gesetzes ward das Amt des Haushofmeisters, dem blinden Lesueur anvertrauet, der dergleichen bereits bey einem Banquier mit Beyfall vorgestanden hatte. Man wird es wirklich kaum glauben können, wie ein blinder Mensch Cassier seyn kann, wie er Gelder empfangen, die entweder von dem öffentlichen Schatze einkommen, oder durch die Industrie seiner unglücklichen Mitbrüder erworben werden, wie er von diesen Geldern gehörigermaaßen Gebrauch macht; davon die nothwendigen Bedürfnisse des Unterhaltes oder der Kleidung ankauft. Die strengste Oekonomie bey diesen Auslagen beobachtet; durch kluges Ersparen dem Institute die Meublen und Maschinen herbeyschaft; in Zeit der Noth die Produkte der erwachsen Blinden zur Erhaltung der jungen Zöglinge anwendet, und wie er dieß alles auf eine solche Weise verwaltet, daß seine Rechnungen jederzeit zur Abnahme richtig da liegen.

Herr Haüy hat mir berichtet, daß von 15 bis 20 Blinden, welche er verheyrathet hat, 10 bis 12 Väter sind; und daß ihre Kinder mit einander glücklicher sind, als die Väter, denn sie genießen der Wohlthat ihres Gesichts. Aber das Interessanteste hiebey ist, daß der blinde Vater seinen sehenden Sohn das Lesen, Schreiben, das Rechnen und die Musik lehrt, kurz alles was möglich ist, zu lehren, ohne selbst sehen zu können.

Halb erhobene Arbeit (*Bas-relief*) ist das einfache Mittel, wodurch Herr Haüy seine Zöglinge bildet *), und es finden sich unter ihnen Mehrere, auf deren Geschicklichkeit selbst gutsehende Personen stolz seyn würden. So z. B. verdient als ein Zusatz zu dem oben erwähnten Lesueur, der sich als ein treflicher Geograph und guter Mathematiker auszeichnet, Huard genannt zu werden; denn er ist ein gelehrter Mann und ein correcter Buchdrucker; ferner Caillat, ein tref-

*) Die Buchstaben für die Blinden sind auf eben die Art, wie auf einigen, unter uns bekannten Visitenkarten, erhoben, sagt der schätzbare Verf. der Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris, 2r Thl. S. 168. Unser englischer Reisende ist übrigens viel detaillirter über diesen wichtigen Gegenstand.

licher Virtuose auf der Geige, und zugleich ein vorzüglicher Tonsetzer.

Für Vokal- und Instrumentalmusik, für Buchdrucker und Handwerker Arbeit, giebt es wohl 30 bis 40, und für wissenschaftliche Kenntnisse 10 bis 12, die einer besondern Auszeichnung werth sind.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Herr Haüy seinen Zöglingen zuerst jedesmal einen Namen (*frame*) in die Hände giebt; (?) und daß er sich ein Gesetz gemacht hat, nicht zu sehr auf die schönen Künste Rücksicht zu nehmen, außer in dem Falle, daß ein Zögling ganz besondere Anlagen dazu äußert. Daraus mögen Sie auf die Fortschritte schließen, welche diese Unglücklichen unter den glücklichen Auspicien des Wohlthätigen Haüy machen. Es ist durchaus unmöglich in einem, ja selbst in mehrern Briefen, Verfahrungsarten darzustellen, welche leichter in Ausübung zu bringen, als zu beschreiben stehen. Nur allein der Prozeß des Druckens in halberhobener Arbeit, würde eine große Anzahl von Seiten, und einige Kupfer erfordern, um ihn deutlich zu machen; indeß ist ein großer Theil von allem, was diese verschiedenen Unterrichtsmethoden angeht, sehr detaillirt in einem Werke

aus einander gesetzt, welches ich ihnen mittheilen werde. Es führt den Titel: *Essai sur l'Education des Aveugles, par Valentin Haüy, Auteur de la manière de les instruire;* es ist unter der Sanction der ehemaligen Akademie *des Sciences* gedruckt.

Einem Gesetze über die öffentliche Erziehung, vom Julius 1796, zufolge, sollten mehrere Anstalten, zu Gunsten blinder Kinder, in den vornehmsten Städten der Republik errichtet werden; allein die häufigen Veränderungen in der Regierung Frankreichs, welche sich bis jetzt ereigneten, haben die Ausführung dieses Gesetzes bisher verhindert.

Im Oktober 1800 dekretirten die Konsuls, daß das Nationalinstitut der industriösen Blinden mit dem Hospitale der *Quinze-Vingt*, und zugleich mit den Soldaten, welche ihr Gesicht in Aegypten verlohren hatten, vereinigt werden sollte.

Herr Haüy hat vor kurzem eine Pension, als Belohnung seiner Dienste erhalten. Gegenwärtig ist er beschäftigt, ein zweites Etablissement von ähnlicher Natur zu gründen, das den Namen erhalten wird:

Museum der Blinden.

Als ich Herr Haüy fragte, ob er sich jetzt

nicht mit der erhaltenen Pension zurückziehen werde, antwortete er: „ich betrachte diese Pension „der Regierung vielmehr als eine stillschweigend „mir aufgelegte Verbindung, meine Sorgfalt für „die Blinden weiter fortzusetzen. Das erste „Etablissement, das die Nation unterstützte und „bezahlte, gehörte den Armen. Indem ich ein „zweytes stiftete, setzte er hinzu, habe ich dem „Verlangen derjenigen Aeltern nachgegeben, wel„che sich in bequemen Umständen befinden, und „ihren blinden Kindern eine gute Erziehung ge„ben wollen.“

Schon vorhin erwähnte ich, daß zufolge Herr Haüys Plan, die Blinden die Sehenden unterrichten; und in diesem Museum (es befindet sich in der *Rue St. Avoie, Hôtel de Mesme, Nr. 19.*) müssen die Erstern eine Klasse von 50 jungen Leuten dirigiren, denen sie in allen zuvor erwähnten Kenntnissen Unterricht geben, nur nicht im Schreiben. Man denkt jetzt gleichfalls darauf, die blinden Zöglinge die Pasigraphie, oder die allgemeine Sprache, welche Demaimieux erfunden hat, zu lehren.

Herr Haüy setzt den Fremden jeden Theil seines Plans mit der größten Geduld und Genauigkeit auf das verbindlichste auseinander. Nach-

dem er dies beendigt hatte, fühlte ich mich gezwungen, den Wunsch zu äußern, daß die Kunst, die Blinden zu unterrichten, in ihrem ganzen Umfange auf das schnelleste unter alle übrige Nationen möchte verbreitet werden.

„Da ich nun zuerst, antwortete er, meinem „Vaterlande den ganzen Werth meiner Erfin„dung gezollt habe, so wird bey mir der Wunsch „äußerst lebhaft, eine Anstalt, welche aufgeklärte „Männer und Philantropen so sehr empfehlen, „wie sich dies unter mehreren Schriften, beson„ders aus dem Artikel *aveugle* der letzten Auf„gabe der Encyclopädie ergiebt, zum Troste der „Unglücklichen so weit in dieß Ausland zu ver„breiten, als es nur immer möglich ist. Ich „würde eine mir sehr angenehme Pflicht erfüllen, „wenn ich in England die Grundlage zu einer „dem Pariser ähnlichen Institute für die Blin„den errichten könnte. Es würde sich auch un„streitig einer meiner vorzüglichsten Eleven, M. „Grancher, sehr gerne erbötig finden lassen, dort „die Kunst, die Blinden zu unterrichten, zu „lehren."

Als ich ihm hierauf bezeugte, daß ich gewiß sey, ein solches Etablissement werde in England von jedem Menschenfreunde die größte Unterstü-

zung finden, setzte Herr Haüy hinzu; ein solches Institut von 50 Blinden, würde, gut geführt, seine eigene Kosten hinreichend aufbringen. Auch habe er bereits mit glücklichem Erfolg einen Versuch gemacht, seine Lehrmethode auf die englische Sprache anzuwenden, und diese Methode sey so beschaffen, daß er nicht über drey Stunden würde nöthig haben, ein blindes Kind, ohne alle Hülfe eines Lehrmeisters, lesen zu lehren.

Ein und vierzigster Brief.

Paris, den 29ten Decembr. 1801.

Jetzt bieten sich mir eine so große Menge Gegenstände dar, daß, ob gleich ich schon so oft die hiesige Oper besucht habe, ich noch anstehe, sie zum Gegenstand dieses Briefes zu machen.

Indeß ist es einer der ersten Gegenstände für Fremde; und daher dürfen Sie nicht länger damit unbekannt bleiben.

Wir wollen deßhalb hier mit einander betrachten: das

Theater der Künste und der Republik *).
(*Theatre des Arts et de la Republique.*)

Vor der Revolution war das französische Opernhaus unter dem Namen *Academie Royale de Musique* auf dem Boulevard, unweit der *Porte St. Martin*. Es war nichts merkwürdiges in dem Bau dieses Theaters, außer der Façade und der Schnelligkeit seiner Errichtung.

Als nämlich das alte Opernhaus im Palais Royal am 8ten Junii 1781 niedergebrannt war, so erbauete der Architekt, Le Noir, in der kurzen Zeit von 60 Tagen ein neues, und 14 Tage darauf war es bereits gänzlich decorirt und schon eröfnet. Ein schätzbarer französischer Schriftsteller macht hiebei die Bemerkung, daß wenn ein Hospital niedergebrannt wäre, so würde es sicher

*) Seit diesem Briefe hat dieß lyrische Theater seinen Namen mit dem von Theatre de l'Opera vertauscht. Dieß scheint auf ein Zurückkehren zu den vormaligen Gewohnheiten hinzudeuten (welches denn auch nun völlig statt gehabt hat), denn der Ausdruck Theatre des Arts war offenbar untadelhaft, weil hiebey Musik, Poesie, Tanz, und Mahlerey mit einander alles für das Publikum aufbieten. Der Zusatz: et de la Republique entstand wahrscheinlich aus patriotischem Eifer zu der Zeit, als die königliche Akademie der Musik (Academie Royale de Musique) bey Abschaffung aller Ausdrücke, welche auf Monarchie zielten, vernichtet wurden.

4 Jahre erfordert haben, nur allein um über den Plan zu seiner Wiedererrichtung eins zu werden.

Indeß erweckte ein Schauspielhaus, daß mit solcher Eilfertigkeit aufgebauet war, mit Recht Furcht wegen seiner Standfestigkeit. Diese Furcht mußte man erstlich zu heben suchen. Man gab daher, um die Festigkeit des Baues zu erproben, die erste Oper gratis. Dieß that dann die erwünschte Wirkung. Nachdem nämlich das Haus das Gewicht von zwey bis drey tausend Markthelfern und Austernweibern, Schuhputzern, Schornsteinfegern, Lastträgern u. dergl. ausgehalten hatte, hielt man es für hinreichend solide, ein feineres Auditorium zu tragen.

Zu Anfang des Jahrs 1793 ward das Innere dieses schnell erbaueten Theaters gleichfalls ein Raub der Flammen. Indeß unterbrach dieß die Oper nicht; denn so etwas hätte man in der Hauptstadt für ein National-Unglück angesehen. In der That giebt dieses Etablissement einer großen Menge Menschen Unterhalt. Die Sänger, Tänzer, Musiker, Maschinisten, Mahler, Opernschneider, Coulissen- und Scenenwechseler u. dergl. machen im Ganzen eine kleine Nation aus. Der Reichthum

und die Abwechselung der Kleidungen belebt mehrere Handelszweige, und die Vorstellungen selbst greifen in alle schöne Künste ein.

Diese vereinigten Anziehungen (Reize) fesseln die Fremden und verleiten sie großes Geld in dem Lande zu verschwenden. Würde daher das Opernhaus geschlossen werden, so litte unstreitig der Handel beträchtlich; es entstände eine absolute Leere in den Vergnügungen der Pariser, und die Erfahrung bewies es stets, daß dieses volatile Volk eher die schätzbarsten Dinge entbehren würde, als seine Amusements. Ueberdieß könnten auch die Talente der Sänger und Tänzer sich nicht in der gegenwärtigen Vollkommenheit erhalten, ohne die Oper. Sie zeigt ihnen eine beständige Ermunterung und Belohnung, während daß sie auf der andern Seite den Zuschauern weit angenehmere Empfindungen gewährt, als alle übrige Schauspiele. Wie wäre es auf die Weise denn wohl möglich, der Oper zu entbehren?

Als daher das Theater der *Porte St. Martin* jenen Unfall erlitt, war es ein sehr glücklicher Umstand, daß das jetzige Opernhaus in der *Rue de la Loi*, der Nationalbibliothek gegenüber, grade beendigt war. Die Schauspieler der vormaligen *Academie de Musique* nahmen hier sofort ih-

re Zuflucht, und eröfneten dieß Theater unter dem Namen

Theatre des Arts

Ich bemerke im Vorbeygehen, daß alle Schauspieler, Tänzer, Musiker, kurz jeder, der eine Kunst ausübt, unter dem Titel Artistes, Künstler begriffen sind.

Das Opernhaus bildet fast ein Paralelogram: eine der kleinen Seiten enthält das Theater, und die drey übrigen sind etwas weniges gebogen. Ueberhaupt ist man darin übel placirt, außer in den Logen, grade dem Theater gegenüber, und im Parterre, dessen Sitze (Bänke) plötzlich sich in Gestalt eines Amphitheaters von dem Orchester bis zur ersten Reihe der Logen erheben. Der erste Consul hat sich an der rechten Seite die Theaterloge (*Stage-box* wie wir es, glaube ich, in England nennen), gewählt. Sie ist mit Scharlach-Sammt in Gold gestickt reich geschmückt.

Die Verzierungen, ich spreche aber nicht von den Dekorationen, oder Vorstellungen des Theaters, sind weder sehr elegant, noch sehr geschmackvoll; indeß ist doch der Vorhang sowohl als die Decke majestätisch und schön.

„Hier," sagt daher ein französischer Autor, „vereinigen sich die Künste, die Grazien, das Ge-

„nie und der Geschmack, um das glänzendste, be-
„zauberndste Schauspiel hervor zu bringen. Hier
„treten Könige und Helden wiederum ins Leben
„hervor, um ihre Liebe und ihre Verzweiflung zu
„singen; hier sieht man mehr als eine Gottheit
„sich mit Sterblichen vermischen; mehr als eine
„Venus stieg vom strahlenden Olymp herab, um
„in den Armen eines Anchises zu ruhen."

Und allerdings, wenn glänzende Dekorationen, reiche und paßliche Kleidung, wenn die geschicktesten Maschinisten, die allervorzüglichsten Tonsetzer, verschiedene der treflichsten Schauspieler mit den berühmtesten Tänzern Europens von beyden Geschlechtern, das glänzendste Schauspiel hervorbringen; so verdient die Oper wirklich diesen Titel. In diesen prächtigen Einrichtungen findet man von neuem die große französische Oper wieder, wie sie nur je in den glänzendsten Zeiten der Monarchie vorhanden war. In jedem andern Fache hat dieses Schauspiel sehr gewonnen, nur nicht in Rücksicht des Gesangs. Der einzige Punkt, in welchem sich die Oper, bey den Vorstellungen ein und desselben Stücks, das ich oftmals gesehen habe, verschlechtert hat, ist das Äußere der Zuschauer. Denke ich mich nämlich zwischen den Acten in die ehemaligen Zeiten zurück, wie ich

damals beym Umhersehen die Zuschauer fand, so treffe ich anjetzt ein weit schlechter gekleidet Publikum. Es fehlen die Diamanten, die goldenen und silbernen Stickereyen und Tressen, die Spitzen und ähnliche Verfeinerungen des Anzuges, wodurch sich ehemals das die Oper besuchende Publikum auszeichnete.

Die Vorstellungen in der Oper sind mehr berechnet das Gesicht zu bezaubern, als den Verstand zu unterhalten; daher werden sie am meisten von solchen Personen der Hauptstadt besucht, für welche die Action Beredsamkeit ist, und deren Augen verständiger sind, als die Ohren.

Indeß wird hier doch kein Stück aufgeführt, das ein Fremder nicht sehen müßte, sey's wegen der Musik oder wegen der Dekoration. Unter den Opern oder lyrischen Tragödien, welche, nach der großen Anzahl ihrer Repräsentationen zu urtheilen, den größten Beyfall erhalten haben, stehen die von Gluck oben an. Die Originalität, die Energie, die Stärke und Wahrheit der Deklamation dieses großen Musikers mußten ihm unter den Franzosen besonders deshalb Beyfall verschaffen, da die beyden letztern Eigenschaften auf ihren Nationalbühnen so ganz besonders viel gelten.

Bis auf eine einzige Oper sieht man die Wer-

ke von Gluck hier mit einander als Fundamental-Stücke an, die man von Zeit zu Zeit fortwährend aufführte.

Ihrer sind besonders fünfe, nämlich *Iphigenie en Aulide; Iphigenie en Tauride; Orphée et Euridice; Armide* und *Alceste.* Die einzige seiner Opern, welche sich nicht erhalten konnte und die daher fiel, war Narcisse. Hievon war unstreitig die Dürftigkeit des Gedichts die Ursache; denn die Musik selbst ist, wie man mir sagte, eine der schönsten, die Gluck jemals setzte, und einzelne Partieen dieser Oper sind häufig in den Conzerten von Paris aufgeführt.

Dido von Piccini, und *Oedipe à Colonne* von Sacchini haben keinen geringern Beyfall erhalten als die Opern von Gluck; sie sind daher häufig aufgeführt.

Ich darf Ihnen bey dieser Gelegenheit wohl in Erinnerung bringen, daß, als man seit etwa 25 Jahren die alten Opern des Lulli und Rameaux bey Seite legte, und sie gegen die Werke der Neuern vertauschte, sich damals zwey Partheyen bildeten, die der Gluckisten und die der Piccinisten. Ihr wechselseitiger Kampf war hartnäckig, etwa so wie der vor 40 Jahren zwischen den Molinisten und Jansenisten; und es gab wohl wenige Pariser, die hiebey völlig neu-

tral blieben. Gluck scheint indeß gesiegt zu haben. Auch hat seine Musik eine Melodie, die sehr energisch und auffallend ist.

Piccini ist in seiner Harmonie brillant; seine Composition hat überhaupt viel Sanftes und viele Abwechselung; allein man hat ihm bey der Schönheit des Styls Mangel an Ausdruck vorgeworfen.

Um der Wahrheit getreu zu bleiben, muß ich gestehen, daß von Piccinis Opern nur noch allein die Dido aufgeführt wird, dahingegen seine übrigen, z. B. *Atys Iphigenie en Tauride* und *Penelope* gefallen sind. Dieß ward der Mittelmäßigkeit der Sprache (des Texts) zugeschrieben, ein Theil der Oper, der freylich wesentlich ist, worauf aber gewöhnlich selten viel Rücksicht genommen wird. Wenn übrigens das Publikum nicht sehr schwierig ist in Ansehung der Sprache, so verlangt es dagegen eine gut geführte und interessante Action. Ist das Stück an sich selbst frostig, kalt, dann steht es nicht in der Gewalt, selbst der schönsten Musik ihm Wärme zu geben. *Oedipe à Colonne* von Sacchini wird von vielen als das Meisterstück der Opern angesehen. Dieser vorzügliche Musiker hat darinnen sich in Allem ausgezeichnet, was nur pathetisch, graziös und edel heißt. Dennoch hat das Stück nicht

jenes tragische Feuer der Werke eines Gluck. Sacchini hat ein anderes Werk hinterlassen: *Arvire* und *Eveline;* obgleich das Subject (es ist aus der Geschichte Englands genommen) kalt ist, so wird es dennoch geschätzt.

Auf diesem Theater werden auch diejenigen Stücke aufgeführt, welche die Franzosen *Operas de genre*, nennen. Dieß ist eine Art komischer Opern, worin sehr viel Gepränge, Lärm und Vergnügen vorkommt. *Panurge, la Caravanne, Anacreon, Tarare, Les Pretendus, Les Mysteres d'Isis* u. dergl. sind von dieser Art. Die Musik der drey ersten ist von Gretry; man schreibt ihr viel Grazie, Wahrheit im Ausdrucke zu. Das Gedicht von Panurge ist eine Extravaganz; die von der Caravane und von Anakreon sind nur mittelmäßig. Es erforderte nicht wenig Talent, diesem reitzenden Dichter Worte in den Mund zu legen, die seiner würdig waren; allein Herr Guy (der Verfasser) scheint hieran wohl eben nicht gedacht zu haben. Tarare ist ein Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten. Oftmals ist das Gedicht nichts als ein Klingklang von Worten ohne allen Sinn. Es ist ein Produkt des berühmten Beaumarchais, der darin versucht hat, eine Art von irreligiöser Metaphysik anzu-

bringen, die vor der Revolution hier schon sehr im Gange war. Die sehr angenehme Musik ist von Salieri; die Dekorationen sind brillant und sehr abwechselnd. Das Stück hat, wider die Gewohnheit der Opern, einen Prolog, der die Verwirrung und Trennung der Elemente vorstellt; als es daher zum erstenmale aufgeführt wurde, so erinnere ich mich gehört zu haben, das Chaos sey das Bild des Kopfes des Verfassers. Das Stück: *Les Prétendus* hat nur einen Akt; die Intrigue ist schwach, obgleich lustig, die Musik ist reizend; sie ist von Le Moyne, der vor einigen Jahren jung verstarb. Die *Mysteres d'Isis*, worauf man jetzt gleichsam toll ist, sind eine unzusammenhängende Parodie einer deutschen Oper, die Zauberflöte genannt. Es ist überflüssig von der Musik weiter etwas zu sagen, als daß sie von Mozart ist. Die Dekorationen sind außerordentlich schön und variirt; die eine Scene, das Paradies, ist wirklich bezaubernd.

Da ich nun von den lyrischen Tragödien geredet habe, so mußte ich auch derjenigen Erwähnung thun, welche jetzt schon in der Probe sind, oder doch bald auf diese Bühne werden gebracht werden. Es sind folgende: *Hecuba; Andromache; Semiramis* und *Tamerlan*. Von keiner

derselben macht man sich eine große Idee; indeß werden sie wahrscheinlich dennoch bis zu einem gewissen Grade ihr Glück machen, denn in der Oper fällt ein Stück nicht nur sehr selten ganz und gar. Dieses Schauspiel hat so vielartige Hülfsmittel in den Dekorationen, in der Musik und den Tänzen, daß es einem neuen Stücke selten an allen fehlt, wodurch es sehenswerth wird.

Gegenwärtig ist es hauptsächlich der Tanz, der die Aufmerksamkeit des Publikums an sich zieht. Ein Stück mag noch so schlecht seyn, sobald es nur mit schönen Balletten untermischt ist, so ist es sicher öfterer aufgeführt worden. Ich werde von den Balletten weiterhin noch besonders reden.

Die schwächste Seite der französischen Oper ist der Gesang (das Singen). Jedermann gesteht die Mittelmäßigkeit der Opernsänger; und Niemand darf behaupten, daß sie sich in den letzten zehn bis zwölf Jahren gebessert hätten; wer an den italiänischen Styl gewöhnt ist, dem ist es eine wahre Strafe, einige der Opernsänger auftreten zu sehen. Bey der französischen komischen Oper hat man deshalb bereits Veränderungen getroffen, und bey der großen Oper ist letzteres

gleichfalls sehr nothwendig; allein so sehr man doch das auch wünscht, so glaubt man doch, daß es dazu an Mitteln und Gelegenheit fehlte. Die meisten der alten Opernsänger haben ihre Stimme verlohren, und diejenigen, bey welchen dieß noch nicht der Fall ist, scheinen nicht hinreichend mit der Kunst fortgeschritten zu seyn, um sich sofort in eine neue Manier zu werfen.

In Rücksicht des Talents ist Lais der erste Sänger der Oper. Blos als Sänger betrachtet läßt er alle übrige sehr weit hinter sich. Er singt, wie die Italiäner sagen, den Tenor, Franzosen nennen, dieß *la taille*; im Graziössen ist er vollkommen, aber er muß alles vermeiden, was Anstrengung (schwerere Passagen) erfordert, denn hierbey wird seine Stimme, wenn sie gleich biegsam ist, unangenehm, ja oftmals harsch. Ueberdieß fehlt es ihm gänzlich an edlem Anstand. Seine Figur und sein ganzes Wesen schicken sich besser für niedrige Rollen. Auch agirt er vorzüglich in den Opern, die hier *Operas de genre*, genannt werden, z. B. in *Panurge*, *La Caravanne*, *Anacreon*, und *Les Pretendus*. In diesen ist sein Spiel richtig und wohl überlegt.

Lais ist eben so berühmt wegen der Heftigkeit seiner politischen Meinungen als wegen seiner

Talente als Sänger. In der Zeit, da die Anführer der Terroristen verfolgt und vertrieben wurden, durfte er sich gar nicht auf der Bühne sehen lassen. Die übrigen Operisten klagten ihn nämlich an, er habe behauptet, die Oper werde nie gehörig in Stand kommen, bis daß eine Guillotine auf dem Theater errichtet sey. Dieser Zug (Ausspruch) des Lais gieng auf die Wahrheit der Acteure und Sänger der Oper. Da man aber dem Lais keiner eigentlichen strafbaren Handlungen überführen konnte, so fand er eifrige Vertheidiger, und das Publikum opferte seine Rache dem Vergnügen auf. Indeß hat diese Nachsichtigkeit gegen ihn nicht die gehofte Wirkung gehabt. Lais besitzt zwar noch alle nöthige Eigenschaften zum guten Singen, aber ihm scheint das Publikum völlig gleichgültig, und er strengt sich fast gar nicht an.

Wollte man die Sänger nach ihrer Anciennetät schätzen, so müßte Lainez sicher der erste in der Oper seyn. Er ist ein Contratenor, und spielt die Liebhaberrollen. Seine Stimme ist stark, aber er singt nicht nur durch die Nase, sondern schreit so laut, daß er die Ohren zerreißt. Ich habe überhaupt bereits angemerkt, daß die Ohren eines geschmackvollen Kenners öfters auf

diesem Theater gemißhandelt werden. Dieß war auch schon vor längerer Zeit der Fall, denn als man dem Rousseau sagte, man wollte ihm den freien Zutritt zur Oper wieder verschaffen, den er vormals gehabt hatte, erwiederte er: dieses sey unnöthig, denn er habe vor seinem Landsitze stets das Geschrey der Waldeulen von Montmorency.

Die Parthey des Lainez hält ihn indeß für einen treflichen Schauspieler; dieß will sagen, daß er mit einiger Wärme vorträgt, und sich oft als ein Wahnsinniger benimmt.

Zu der Zeit, da die Helden der Oper gepudertes Haar trugen, war nichts komischer als Lainez den Kopf schütteln zu sehen, denn in einem Augenblicke war letzterer in eine Wolke gehüllt. Dann brach das Beyfallklatschen mit Macht hervor, und der sich groß dünkende Sänger schrie nun um desto lauter, so daß man fürchten mußte, er werde sich ein Blutgefäß zersprengen.

Man erzählt, eine sehr vornehme Person habe neulich zu den Opristen gesagt, indem er sich besonders an Lainez wandte: „Meine Herren, „sind Sie gewillet, Ihre alten Sänger „noch lange zu behalten? Und nachdem er

sich zu den Tänzern wandte, setzte er hinzu: „was Sie angeht, so kann man Ihnen „nur Complimente machen. (ihnen nur etwas Verbindliches sagen.)

Laforet, der während der Abwesenheit des Lainez dessen Rolle übernimmt, (die Franzosen nennen dieß jemanden doubliren) empfiehlt sich gleichfalls nur höchstens durch seinen Eifer. Seine Stimme ist himmlisch angenehm, allein für ein so großes Haus viel zu schwach; als Acteur ist er kalt und sehr linkisch.

Hierauf folgt denn Cheron im Contretenor. Seine Stimme ist stark, wohlklingend und klar, dennoch hält man sie für geschwächt, und ob er gleich zuweilen einen schönen Ton hervorbringt, so wirft man ihm doch Mangel an Geschmack und Methode vor. Er ist ein sehr armseliger Acteur. Auch zeigt er sich nur selten auf der Bühne; einige schreiben dieß seiner Faulheit, andere seiner schlechten Gesundheit zu. Wahrscheinlich ist letztere durch seine Lebensart so herabgebracht, denn er hat in Ansehung seines Epicureismus einen eben so hohen Ruf, als unser berühmte Quin.

Adrien, der Cheron doublirt, ist ein trefflicher Acteur, allein seine Kräfte sind seiner Intelligenz nicht angemessen. Er präsentirt sich ganz ausnehmend; alle seine Bewegungen, alle seine Handlungen haben Würde, Grazie und Leichtigkeit. Es giebt noch einige andere Sänger für ähnliche Rollen, worunter sich Dufresne besonders auszeichnet, indeß kann doch ein unpartheyischer Beobachter nicht recht viel von ihnen rühmen.

Jetzt wollen wir zu den Sängerinnen (*Mesdames les cantatrices*) übergehen.

Die erste Sängerin ist Mademoiselle Maillard. Ihr hüpsches Gesicht, ihre klare Stimme, und eine Kabale von Mißvergnügten, denn dergleichen giebt es aller Orten in jeder Richtung, verschaften ihr lauten Beyfall, als sie vor einigen Jahren zum erstenmale als eine Rivalin der bezaubernden St. Huberti auftrat. Frankreich hat seit der Revolution diese berühmte Actrice wahrscheinlich für immer verlohren. Sie emigrirte, und hat nachmals den *ci-devant*, Grafen *d'Antraigues* geheyrathet. Wenn sie gleich keine sehr mächtige Stimme hatte, so sang sie dennoch mit

der größten Vollkommenheit, und ihre Ausdrucks- und Würdevolle Action war wenigstens ihrem Singen gleich *).

Jetzt ist Mademoiselle Maillard die Nachfolgerin der Mad. St. Huberti geworden, und ist, wie ich so eben sagte, in Ansehung des Ranges, die erste Sängerin. Sie ist von ungeheurer Corpulenz, und singt, wie die Italiäner sich ausdrücken *a salti* (*canta a salti*). Ihre starke Stimme füllt zwar das Haus, allein sie detonirt oftmals; ihre Deklamation ist lärmend, und ihre männliche Figur giebt ihr völlig das Ansehen einer Bacchantin. Unstreitig waren es diese Eigenschaften, die die Aufmerksamkeit des Chaumette auf sie rege machten.

Unter den Auspicien dieses öffentlichen Herolds des Atheismus, figurirte sie dann mehrmalen als Göttin der Vernunft. Demungeachtet hat sie sich doch zuweilen auch als Actrice ausgezeichnet, und diejenigen, welche Lärm (Geschrei) lieben, bewundern die Wirkung ihrer Uebergänge.

*) Allerdings war ihr Spiel nicht blos ihrem Singen gleich, sondern es war weit mehr werth. Auch sie übertrieb, wie überhaupt die französischen Cpristen, alles, und war für ein Ohr, daß an ächte italiänische Musik gewöhnt war, nichts weniger als angenehm.
Uebers.

Ich gebe indeß der Mademoiselle Latour den Vorzug. Ihre melodische Kehle hat oftmals das Publikum aufs glücklichste an die bezaubernde St. Huberti erinnert, besonders in der Rolle der Dido.

Seit der Abwesenheit der Mademoiselle Latour, doublirt Madame Branchu die Maillard. Sie verspricht sowohl eine gute Sängerin, als eine gute Actrice, ihre Stimme ist angenehm, aber von keinem großen Umfange.

Auch Mademoiselle Armand, ist eine Sängerin die sehr viel hoffen läßt. Sie hat ein weit mächtigeres Organ als die Branchu, und wenn sie die Kunst erreicht haben wird, gehörig damit zu moduliren, so wird sie sicher eine trefliche Acquisition für die Bühne werden. Ihre Stimme hat viel sanftes, denn ihre tiefern Töne sind ernst und dabey nicht harsch, ihre höhern aber wohlklingend ohne grell zu werden. Auch executirt sie große Schwierigkeiten mit vieler Leichtigkeit, aber ihre Action ist mangelhaft.

Madam Henry besitzt viel Methode, aber wenig Vermögen, wenig Stärke in der Kehle. Ueberdieß giebts noch mehrere Sängerinnen, sie scheinen mir aber keiner besondern Anzeige zu verdienen.

Vor zwölf oder vierzehn Jahren war die Oper weit besser mit Sängern besetzt, als jetzt. Für jede der vier Hauptstimmen waren richtige, wohlklingende Kehlen vorhanden. Sie erreichten sehr leicht die höchsten Noten, die das angegebene Diapason nur erforderte. Seit dieser Zeit haben sich die Stimmen der meisten Sänger dieser Bühne sehr vermindert, und diejenigen, welche man dafür zum Ersatze wieder angesetzt hat, sind bey weitem nicht an Fülle mit den Abgegangenen zu vergleichen. Das Diapason *) oder Schlüssel, ist nicht derselbe geblieben. Dieser Ursache muß man größtentheils jenes Schreyen und jene widrigen Anstrengungen zuschreiben, welche die Fremden, die nicht an die französische Methode gewöhnt sind, zurückschrecken. Bey der Pariser komischen Oper hat man deßhalb, den Vorstellungen der ersten Sänger zufolge, das Diapason (die Tonhöhe) um einen halben Ton herabgesetzt **), und es kommt darauf an, zu untersuchen, ob dieß nicht gleichfalls bey diesem Theater thunlich sey.

*) Diapason hieß bey den Alten die Octave; die Franzosen drücken aber auch dadurch den ganzen Umfang der Stimme aus.

**) So etwa, wie bey der Differenz von Chor- und Cammerton, der um einen und einen Viertelton höher steht, als ersterer.

Die Chöre werden aber demohngeachtet hier mit mehrerer Präcision und Wirkung aufgeführt, als, soviel ich mich erinnere, je zuvor. Hierin findet sich das Ohr durch Uebertreibung nicht verletzt; sie werden überhaupt in einem großen und graziösen Styl executirt.

Auch das Orchester, welches von Rey angeführt wird, hat sich augenscheinlich verbessert. Ich höre, daß die hauptsächlichsten Musiker neuerlich verändert sind. Die ersten Künstler sind für die Solos angesetzt, und die Ouvertüren lassen in Rücksicht des richtigen und des geistvollen Vortrags, so wie in Ansehung der Melodie und des Geschmacks des Accompagnements, nichts zu wünschen übrig.

Man sagt: der erste Konsul habe entschiedene Vorliebe für die italiänische Musik. Aus diesem Grunde ist Kreuzer, ein treflicher Violinist, vom französischen Gouvernement nach Italien gesandt, mit dem ausdrücklichen Auftrage, die schönsten musikalischen Werke, die man nur in diesem Lande der Harmonie antreffen kann, aufzukaufen. Auf die Weise wird endlich der von Rousseau in seinem *Dictionaire de Musique* gegebene Rath befolget werden.

Dieß mag genug seyn über den Gesang (das

Singen) der Oper. Er ist, wie Sie sehen, im Ganzen nur mittelmäßig, in meinem nächsten Briefe werde ich von dem Tanze reden.

Zwey und vierzigster Brief.

Paris, den 30ten Dec. 1801.

Wie alle übrigen Künste, so erfuhr auch die Tanzkunst während der Revolution in Frankreich alle die mannichfaltigen Veränderungen, die die neue Ordnung der Dinge herbeyführte; aber sie machte auch, wie alle übrige Künste, erstaunliche und schnelle Fortschritte. Nicht, als hätte die Tanzkunst, vorzüglich die theatralische, nicht schon lange vor der Revolution eine gewisse Stufe der Vollkommenheit erreicht — nur ward sie dennoch auffallend verbessert, veredelt, nicht allein von den schon früher berühmten Tänzern, deren Künstlersonne damals schon zu sinken schien, sondern auch von einer Reihe ihrer Nebenbuhler, die erst seitdem aufgetreten sind.

Vergebens würde ich suchen, Ihnen die zauberische Wirkung zu schildern, die einige Ballette auf die Sinne machen. An die Stelle jener närrischen Kapriolen, jener gezwungenen Stellungen, jener

jener nichtssagenden unbestimmten Gebehrden eines Schlages von Tänzern, deren Bewegungen keinen Ausdruck hatten, ist jetzt ein lebendiges anmuthiges Gemählde getreten, worin alle menschliche Leidenschaften, nach dem Leben dargestellt, vor das Auge treten. Ihre Sprache ist höchst ausdrucksvoll, denn sie ist verfeinert und concentrirt zugleich. In der Pantomime sucht der Künstler sinnreiche Gebehrden, um ihr ein kräftigeres energischeres Leben mitzutheilen; in diesem stummen Spiel scheint der Zwang die Beredsamkeit zu entflammen. Jede Bewegung hat ihre Bedeutung; es spricht der Fuß so gut wie das Auge, und durch die Stellungen des Körpers redet das Gemüth zu uns. Mit der Schnelligkeit des Blitzes wird jede zarte Empfindung dargestellt. Liebe, Furcht, Hoffnung, Verzweiflung sagen Alles, was sie zu sagen wünschen, ohne Betrug, ohne Falschheit, als wären diese erstorben, sobald der Mund sich nur nicht mehr öfnet.

Man sollte es nicht vergessen, daß es Noverre war, der zuerst in Frankreich diese Umwandlung in den bis dahin mit Unrecht sogenannten Balletten hervorführte. Er verbannte Perücken, Reifröcke, und andere geschmacklose Kleidungen, und führte, unterstützt vom Genie, Geschmack

und Ausdauer, jene historischen Gemählde voll Anmuth, Ausdruck und Empfindung ein, an deren Stelle flache, widrige, leblose Zerrbilder bis dahin die Bewunderung usurpirt hatten.

Aber obgleich Noverre, und nach ihm die Gardels pontomimische Darstellungen mit allem Glanz auf die Pariser Bühne brachten, in welchem sie einst auf Griechenlands und Roms Theatern geblüht hatten, so war ihnen dennoch in Deutschland Hilwerding, und Angiolini in Italien zuvorgekommen, zwey berühmte Männer, die auf eine ausgezeichnete Weise den Grund legten zu einer Art von Belustigung, die man früher nur aus den Jahrbüchern der alten Geschichte kannte. Ihre Nachfolger haben sie an Zauber der Darstellung unendlich übertroffen, und durch wissenschaftliche Erfindung sich einen gerechten Ruhm erworben.

Gardel, der in den letzten 15 Jahren erster Tänzer bey der Oper gewesen ist, tritt jetzt nur noch selten auf. In jener langen Periode ward ihm stets, sowohl als darstellenden Künstler im edlern Styl der Tanzkunst, als auch als Erfinder von Balletten, der wärmste und verdienteste Beyfall; jetzt aber scheint er sich auf den zuletzt genannten Zweig seiner Kunst beschränkt zu haben,

und die Vollendung, zu der er ihn täglich emporhebt, entschädigt das Publikum hinlänglich für den Verlust seiner Talente, in der Reihe der ausführenden Künstler.

Die berühmtesten, jetzt hier dargestellten pantomimischen Ballets (*Ballets d'action*) sind Psyche, Telemak, das Urtheil des Paris, Mirza, und die Dansomanie.

Jenen Eindruck, auf den ich vorhin anspielte, machen vorzüglich die drey ersten von Gardel erfund'nen, deren Zauber durch jeden Versuch einer Schilderung nur geschwächt werden könnte. Kein Zuschauer, sey er auch noch so kalt, so gleichgültig, kann sie ungerührt sehen. Was jede Anstrengung menschlicher Kunst und Erfindungskraft vermag, ist hier vereinigt, Erstaunen, Bewunderung zu erregen. Das prächtige Ensemble, die Dekorationen, alles entspricht dem fruchtbaren Genie des Erfinders. Es ist der Triumph der Kunst; — die Grenzen der Pantomime, verschönert durch den Tanz, sind jetzt erreicht. Nichts Vollendeters als der schnelle Wechsel der Scenen. Luftgebilde, Erscheinungen, Gottheiten in den Wolken oder auf Wagen, erscheinen, verschwinden, wie durch einen Zauberstab, und bilden höchst pittoreske ergreifende Gemählde.

Boulay, der erste Machinist, ist vielleicht der erste in seinem Fach in ganz Europa. In der Oper Armida sah ich ihn beynah die eine Hälfte des Theaters in die Lüfte erheben. Was man ihm aufgiebt, er führt es aus, sey es auch noch so schwierig. Mahler und Zeichner unterstützen ihn sehr gut. Die neuen Dekorationen zeigen viel Geschmack, und bringen eine wahrhaft wunderbare Wirkung hervor.

Hätt' ich nicht schon die Bemerkung gemacht, Sie hätten es leicht aus dem Gehalt meiner Bemerkungen schließen können, daß der Tanz den glänzendsten Theil des Schauspiels in diesem Theater ausmacht, oder mit andern Worten, daß hier die Nebensache die Hauptsache überwiegt. Nicht mehr, wie einst, sind nur einige vorzügliche Tänzer beyder Geschlechter die Zierde der Oper. Beynah alle Künstler in diesem Fach sind eben so viel Virtuosen, welche den Beyfall des Publikums verdienen, und mit einander theilen. Etwas Mittelmäßiges findet man hier nicht. Die Begründung der *Ecole de la danse* ist für dieses Theater eine Pflanzschule, wo Terpsichore in großer Menge höchst versprechende Zöglinge zur Verschönerung ihres Tempels findet. Es ist nur wenig gesagt, wenn ich behaupte, daß nichts der

hohen Kunstvollendung gleichkommt, die die Oper im gegenwärtigen Augenblick dem Beschauer darbietet. Diese Vorzüge, hör' ich, verdankt sie vorzüglich Gardel, der mit Beyspiel und Lehre vorausgieng, unter dessen Anleitung die Tanzkunst doppelt bezaubernd geworden ist. Dieß Theater, das die vorzüglichsten Städte Europa's mit treflichen Tänzern versah, ist, weit entfernt zu verarmen, noch immer in Besitz einer Reihe glänzender Künstler beyder Geschlechter in jeder Gattung des Tanzes. Die Männer sind: Gardel, Milon, St. Amand, Deshaies, Goyon, Beaupré, Branchu, Beaulieu, Aumer, Léon, Taglioni, Duport und Vestris.

Von Vestris Talenten zu reden, würde unnütz seyn; man kennt sie in London eben so gut als in Paris. Es genüge Ihnen daher die Bemerkung, daß er gern Gemählde der Behendigkeit darstellt; — doch nimmt sein Alter zu, und er, wie Kenner urtheilen, ab. Gleichwohl ist er noch immer der erste Tänzer der Oper. Sein Sohn, Armand Vestris, sagt man, werde einst im Stande seyn, seine Stelle zu ersetzen; in der Zwischenzeit verspricht Duport sie auszufüllen, wenn der „*Dieu de la Danse*“ sich zurückziehen sollte; Deshaies nicht zu gedenken,

den neulich ein Unfall für den Augenblick unfähig gemacht hat, der aber oft, selbst in Gegenwart Vestris, auf der Bühne gezeigt hat, auch er könne Bewundrung und Beyfall erzwingen. Ohne die Kühnheit seines Nebenbuhlers besitzt er mehr Sicherheit und Festigkeit. Als Telemak erscheint er mit aller Anmuth Apolls. Wenn die Vollendung im Tanz weniger in den Anstrengungen des Tänzers, als in der Leichtigkeit und Grazie der Stellungen, in der Ruhe und Präzision der Bewegungen besteht, so darf man Deshaies unter die ersten Künstler in seinem Fach zählen.

Auch hier giebt es, wie allenthalben, eine Mittelstraße des Schicklichen, und von dieser entfernen sich die vorzüglichsten Tänzerinnen am wenigsten. Ihre Namen sind: Gardel, Clotilde, Chevigny, Pérignon, Collomb, Chameroi *), Saulnier, Vestris, Delisle,

*) Die Weigerung des Pfarrers von St. Roch, den Leichnam der Mlle. Chameroi in seine Kirche aufzunehmen benachrichtigte uns zuerst in England von dem Verlust, den das Theater durch den Tod dieser jungen vollendeten Tänzerin erlitt. Sie starb, allgemein bedauert, an den Folgen ihrer Entbindung von einem Kinde, für dessen Vater sich Vesrris ausgab. Gleichwohl hielt es Herr von Markoff, Russischer Ambassadeur zu Paris, über der Taufe,

Millière, Louise, Félicité, Duport, Taglioni, Aline, Etienne, Jacotot, Florine, Adèle, und außer diesen noch zwey höchst versprechende Anfängerinnen, La Neuville und Bigotini, bey deren erstem Erscheinen ich zugegen war.

Obgleich Mad. Gardel, die Frau des ersten Balletmeisters, vorzüglich im *demi-caractère* glänzt, so sind doch auch in den übrigen Rollen, worin sie auftritt, ihre Talente weit über mein Lob erhaben. Von ihr gilt, was Noverre irgendwo von einer berühmten Tänzerin sagte: „sie ist immer zart, anmuthig, bald ein Schmetterling, bald „ein Zephyr, in diesem Augenblick unbeständig, „in dem folgenden treu; immer beseelt von einer „neuen Empfindung, stellt sie mit Wollust alle „Schattirungen und Nüancen der Liebe dar.“

und war, wie die Lästerchronik erzählt, nicht zufrieden mit dieser bloß spirituellen Vaterschaft. Das Pariser Publikum hat sich über diesen Verlust mit vielem Geschwätz über die durch ihn veranlaßten Auftritte getröstet. Es scheint der Pfarrer hatte entschieden Unrecht, da die Operntänzer in der päpstlichen Exkommunikation nie mit begriffen waren. Dagegen hatte aber auch der Leichenzug großes Unrecht, nach St. Roch zu gehen, da der Pfarrer bestimmt erklärt hatte, der Leichnam der Mlle. Chameroi solle nie in seiner Kirche ruhen.

Um ihr Lob in wenige Worte zusammen zu drängen, sie ist in ihrer Kunst der weibliche Proteus der lyrischen Scene. — Mlle. Clotilde ist eine schlanke, zartgebildete Tänzerin, die im ernsthaften Genre tanzt. Alle ihre Bewegungen, voll Präcision, enthüllen die schönen Verhältnisse ihrer herrlichen Gestalt; aber am meisten zu ihrem Vortheil erscheint diese in der Pantomime, vorzüglich in der Rolle der Calypso, im Ballet Telemak. In demselben Ballet bezaubert uns an der Millière in der Rolle der Eucharis, die tändelnde Grazie, die fesselnde Miene. Die Chevigny ist voll Ausdrucks in der Pantomime, und tanzt in hoher Vollendung, ohngeachtet ihres Embonpoints. Die Pérignon und Colomb glänzen im komischen Genre, und alle übrige sind nicht ohne irgend ein hervorstechendes Verdienst *).

*) In einer frühern Note erwähnte ich, daß Vestris dem Gerücht nach, ein Liebhaber der Mlle. Chameroi war, und aus diesem Beyspiel verbotnen Umgangs könnte man vielleicht irrig schließen, daß die meisten Pariser Operntänzerinnen vom Pfade der Tugend abgewichen sind. Allein, ohne hier als ihr Tugendretter auftreten zu wollen, obgleich ich ihre Talente so warm als irgend ein Liebhaber bewundre, zwingt mich dennoch die Wahrheit zu sagen, daß viele dieser Damen sich eines unbefleckten Rufes freuen.

Wollt' ich es versuchen, die Verdienste aller dieser bezaubernden Weiber zu zergliedern, die so gut wie die Männer neulich mit ihren Rollen in den *Ballets d'action* gewechselt haben; — ich würde niemals enden. Selbst die bey Gelegenheit irgend eines Opernfestes ausgeführten stellen einen Wettstreit dar, wo die vorzüglichsten Tänzer beyder Geschlechter ihren Nebenbuhlern den Lorbeer zu entreißen streben. Wenn ein Theater solch einen Reichthum solch eine Mannigfaltigkeit und Vereinigung von Talenten in Einer Kunst besitzt, so kann es sich kühn das erste in Europa nennen. Aber gestehen muß ich, daß hier eine Neuerung eingeführt ist, die das, was man immer als schöne Tanzkunst betrachtete, sehr herabzieht. Ich meine die Pirouettenwuth. Doch scheint diese weniger dem Geschmack der Tänzer, als dem des Publikums zur Last gelegt werden zu dürfen, das noch nicht mit den Anforderungen der wahren Kunst vertraut ist. Während einer Revolution wird Alles umgewandelt, es bekommt Alles ein neues Ansehen. Was gestern noch, in einer Zeit der Ruhe, berechtigt

Besonders wird Madame Vestris allgemein als ein junges niedliches Weib geschildert, die, troz des Beyspiels ihres untreuen Gatten, dennoch innig an ihm hängt, und deren Betragen immer höchst musterhaft ist.

war, zu gefallen, ist heute, unter dem Mißton öffentlicher Meinungen, allem Wandelbaren der Launen unterworfen, und wird es auch morgen seyn. Das Wunderbare, das Riesenhafte tritt an die Stelle des Natürlichen, und fodert das Recht zu unterhalten für sich allein. Wahr ist es, daß die Tänzer Mittel gefunden haben, diese neue Manier interessant zu machen. Das Geitzen nach Beyfall ist so groß, daß es nichts leichtes ist, der mächtigen Lockung des Beyfallklatschens einer zahlreichen Menge zu widerstehen. Boileau sagte: „*Aimez-vous la muscade? Ou en a mis partout.*“ Die französischen Tänzer folgten seinem Beyspiel und sagten: „*Aimez-vous les pirouettes?*“ Das Publikum hat geantwortet *oui*, und Pirouetten sind jetzt an der Tagesordnung.

Nießt ein gewisser König von Bisnagar, so niesen der Hof, die Stadt, die Provinzen, kurz, alle Unterthanen seines Reiches mit. Ohne mich von meinem Gegenstand zu entfernen, will ich nur bemerken, daß die Pirouetten, so gut wie dieses Niesen, von der Opernbühne in die Pariser Gesellschaftszirkel aller Stände gedrungen sind. Darin liegt das Abgeschmackte. Die jungen Franzosen beeiferten sich, wie Balletttänzer zu tanzen; denselben Ehrgeiz theilten die Frauenzimmer; und

vor allem wünschten beyde Geschlechter in Pirouetten zu glänzen. Daher sind die meisten der früher üblichen Gesellschaftstänze, worin einfache natürliche Grazie sich mit Leichtigkeit und Würde der Darstellung verband, gänzlich bey Seite gesetzt worden. Zwar muß man eingestehen, daß unter den Tanzenden in Privatgesellschaften, viele durch Nachahmung und ein langes Studium eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht haben; aber ich bemerke, daß man hier nicht länger zum Vergnügen tanzt; man tanzt, die Eitelkeit zu befriedigen, und Manches, das sich nicht einige Stunden des Morgens unter den Augen des Meisters übte, entschuldigt sich am Abend mit Lahmheit u. s. w. und lehnt den Tanz ab.

Der Geschmack und die Eleganz in der Kleidung der Operntänzer, und der Helden und Heldinnen der komischen sowohl als tragischen Muse lassen Nichts zu wünschen übrig. Statt der Beinkleider, die sonst alle Frauenzimmer, ohne Ausnahme auf dem Theater tragen mußten *), tragen

*) Vor vielen Jahren betrat eine Pariser Schauspielerin, in der Rolle der Murope, in der Tragödie dieses Namens, die Bühne; — ihre Röcke blieben an einer der Coulissen hängen, und in dem Eifer sich loszumachen, stellte sie der Versammlung die Hinterseite ihrer Person dar. Im Gefolg dieses Zu-

die Tänzerinnen jetzt seidne Pantalons, die mit den Strümpfen verwebt, und in einigen Rollen fleischfarben sind, und dann ist es beym ersten Anblick nicht leicht zu erkennen, ob es die Hülle der Natur ist oder nicht.

Da die französische Oper lange Zeit als die große Nationalbühne betrachtet ward, so war es zu jeder Zeit das Bestreben der Regierung, sie auf eine der Nation würdige Art zu unterstützen. In der That sind die Ausgaben so groß, daß es unmöglich seyn würde, sie mit der Einnahme zu decken, obgleich die Vorstellungen selten länger als zwey Tage in der Woche ausgesetzt werden, und das Haus gewöhnlich gedrängt voll ist. Dieß Theater wird von der Regierung und auf ihre Rechnung verwaltet. Der Minister des Innern setzt zu diesem Zweck einen Oberaufseher und Commissaire an. Unter der alten Direction kostete die Oper der Krone jährlich 150 bis 200000 Livres. Wie hoch sich die außerordentlichen Ausgaben dieses Hauses unter der gegenwärtigen Regierung belaufen, ist nicht so leicht auszumitteln; nach der zuverlässigsten Nachricht, die ich mir darüber ha-

falls gebot eine Sentence de Police jedem Frauenzimmer, Schauspielerin oder Tänzerin, auf keinem Theater ohne Beinkleider zu erscheinen.

be verschaffen können, auf 3 bis 400000 Franken jährlich. Freilich eine beträchtliche Erhöhung; indeß darf man nicht vergessen, daß die Preise verschiedener Artikel jetzt beträchtlich höher, wenn nicht doppelt so hoch sind.

Die Einnahme der Oper pflegte sonst im Durchschnitt an einem Abend zwischen 12 bis 15 tausend Livres zu seyn; wie hoch sie sich jetzt beläuft, ist nicht genau bekannt. Ehmals war der Ertrag der Logen, die auf ein Jahr vermiethet wurden, so groß, daß man 9000 Livres aufnahm, noch ehe die Thüren geöffnet wurden. Diese Quelle ist jetzt beynah versiegt; indeß da dieß Haus geräumiger ist, als das alte, die Eintrittspreise höher sind, und die Vorstellungen vielleicht fleißiger besucht werden, so kann die Einnahme an der Casse nicht wohl geringer seyn, als ehmals. Damals kostete es weit weniger als jetzt, ein neues Stück auf die Bühne zu bringen. Dreyßig bis vierzig tausend Livres reichten hin zur Aufführung der prachtvollsten Oper, während die durch Tomerton verursachten Kosten sich wahrscheinlich auf 80,000 Franken belaufen werden. Nach dieser Berechnung müßte die erste Vorstellung der *Mystères d'Isis*, von denen hier so viel gesprochen ist, mehr als 100000 Franken gekostet ha-

ben. Man flüstert sich zu, die Unternehmer der Oper seyn sehr partheyisch für solche Stücke, die einen großen Aufwand erfordern; allein da sie dem Minister des Innern verantwortlich sind für ihre Verwaltung, so sollt' ich denken, sie müßten sich als Männer von Ehre betragen.

Die Gehalte bey diesem Theater sind nicht beträchtlich. Die ersten Künstler haben nicht mehr als 12000 Franken jährlich, die *feux* nicht mitgerechnet, d. h. die Summe, die jeder erhält, wenn er spielt. Diese beträgt aber, wie ich höre, nicht mehr als einen Louis für einen Abend. Die berühmteren entschädigen sich dadurch, daß sie in den großen Handelsstädten der Departements auftreten, z. B. in Bordeaux, Lyon, Marseille u. s. w. wo sie gewöhnlich eine reiche Erndte halten. Man sagt: Vestris erhielte eine besondre Entschädigung von der Regierung, um ihn von einem Besuch der brittischen Metropolis abzuhalten; und eben so heißt es, Didelot und Laborie, hätten sich vergebens bemüht, wieder aufgenommen zu werden; — die Unternehmer weigerten sich in Gemäßheit ihrer Instruction durchaus, solche Künstler wieder zuzulassen, die einst freywillig abgingen. Was die Künstler vorzüglich an die Oper fesselt,

ist die *Pension de retraite*. Diese erhalten hier Alle am Ende, selbst die Chorsänger.

Die Belohnung des Dichters und Componisten beträgt für jeden 300 Franken, von jeder Vorstellung, wenn das Stück aus nicht weniger als drey Acten besteht. Dieß ist auch gewöhnlich der Fall. Opern von einem Act kenn' ich nicht, die von zwey werden nach dem obigen Verhältniß bezahlt *).

*) Gardel hat kürzlich durch ein neues pantomimisches Ballet, Daphnis et Pandrose, ou la vengeance de l'amour sich einen neuen Lorbeer errungen. Er entlehnte den Stoff dazu aus einer Erzählung der Fr. v. Genlis, diese nahm ihn aus der Fabel. Alle Kräfte seines unerschöpflichen Genies bot er auf, um diesem reitzenden Kunstwerke die höchste Vollendung zu geben. Die ersten Tänzer und Tänzerinnen fanden im ganzen Ballet Gelegenheit, sich im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Mad. Gardel stellte den Cupido dar, mit allem Zauber, aller Schalkheit und Anmuth, mit welcher die Dichter den verschmitzten Gott schildern. Auch die übrigen Rollen wurden nicht weniger interessant vorgestellt. Kurz, Musik, Tanzkunst, Pantomime, Kleidung, Decoration, Alles vereinigte sich, diese Darstellung zur bezauberndsten zu erheben, die je das Publikum entzückte.

Drey und vierzigster Brief.

Paris, den 1ten Januar 1802.

Fest umschlungen von Morfeus Armen, nicht träumend die nahe Zukunft, wie Lord North sagt, als ihn der König in der Todtenstille der Nacht wecken ließ, um ihm die Siegel abzufodern; so ward auch ich diesen Morgen durch die Bothschaft einer liebenswürdigen, französischen Dame von meiner Bekanntschaft erweckt, die mich bitten ließ, ihr einige *Bonbons* zu senden. *Bonbons!* rief ich aus, um des Himmelswillen, Rosalie, ist denn Deine Gebieterin so kindisch ungeduldig, daß sie Dich den Schnee durchpflügen läßt, um mich zu erinnern, daß ich ihr ihre *Bonbonnière* zu füllen versprach? — Das gerade nicht, Monsieur, erwiederte die Kammerjungfer — Madame wünschte die erste zu seyn, die ihnen zum neuen Jahre Glück wünscht — zum neuen Jahr! sagte ich, nach dem republikanischen Kalender fängt ja das neue Jahr mit dem ersten Vendémiaire an. — Ganz recht, antwortete sie, aber troz der neuen Gesetze hängt man an alten Gebräuchen, und so feyren wir denn auch den ersten Januar. — Nun gegen die Feyer des ersten Januars, Rosalie, hab' ich nichts einzuwenden; aber ich wünschte, Du wärest

wärest noch einigen andern alten Sitten treu geblieben, vorzüglich den alten Stunden. Erst nach sechs diesen Morgen legt' ich mich zu Bett, und nun weckst Du mich schon um 8. wieder mit Deinen Glückwünschen — grämen Sie sich darüber nicht, sagte sie, Sie werden bald wieder einschlafen; meine Gebieterin hoft, Sie würden mit von ihrer Parthie am Feste der Könige seyn. — Guter Himmel, rief ich wieder aus — ist denn eine Contrerevolution vor der Thür, daß man auch das Fest der Könige feyert. Nun sage Madame, ich nähme ihre Einladung an. — Mit dieser Versicherung entließ ich die Soubrette, vergaß aber nicht, ihr auch ein Geschenk zum neuen Jahr zu machen. Aber nun enthüllte sie mir das Geheimniß ihres frühen Besuches, und gab mir zu verstehen, unter vertrauten Freunden sey es Sitte, *Etrennes* zu geben, das heißt auf gut Deutsch nichts mehr und nichts weniger, als ich müßte auch ihrer Gebieterin ein Geschenk machen, vermuthlich aus dem Grunde, weil *les petits cadeaux entretiennent l'amitié.* —

Jetzt verlor ich mich in Gedanken über die Unbeständigkeit dieses Volks, das einen neuen Calender einführte, dann wieder zum alten zurück-

kehrt, und wie ehmals, den ersten Januar feyert. Nun ist es doch in die Augen fallend, daß der erstere weit mehr der Ordnung der Natur entspricht. Der Herbst war die erste Jahrszeit, die der Schöpfung folgte; woher sonst jene Aepfel von unwiderstehlicher Reife und Schönheit, die sich dem Auge unsrer ersten Aeltern im Paradiese darboten?

Außerdem würden den Franzosen noch eine Menge Vortheile zuwachsen, wenn sie fortführen, den ersten Vendémiaire oder 23sten Sept. nach dem Gregorianischen Kalender als den ersten im Jahre zu feyern. Nach der herbstlichen Nachtgleiche hat sich das Wetter gewöhnlich gesetzt, die Luft ist durch die häufigen Stürme, die gewöhnlichen Vorboten dieser Periode, gereinigt; und die armen Pariser brauchten dann nicht dem Regen, dem Winde, der Kälte, dem Froste, dem Schnee zu trotzen, um ihren Vätern, Müttern, Oheimen, Muhmen, Vettern und andern Verwandten zum neuen Jahre Glück zu wünschen. Denn dem Allen sind sie jetzt ausgesetzt, wenn sie sich nicht lieber durch Miethwagen ruiniren wollen. Die Folgen davon sind, daß sie zwey oder drey Tage nachher naß, kalt und schmutzig sind, daß sie gewiß an Heiserkeit, Rheuma-

tismus, oder Fieber leiden, und dann die theuren Besuche der Aerzte erflehen müssen? Feyerten sie hingegen das neue Jahr am 23sten September, so könnten sie alle ihre Visiten ruhig und bescheiden zu Fuße machen, und in dieser Jahrszeit würde eine solche Bewegung weder ihrer Gesundheit noch ihrem Beutel nachtheilig seyn. —

Ich erinnere mich nicht gleich, ob ich Ihnen schon von dem lang erwarteten Bericht über die französische Expedition nach Aegypten, den Denon herausgiebt, gesagt habe: wenigstens hätte ich nicht vergessen sollen, Sie zu benachrichtigen; daß ich schon vor zwey Monathen Ihren Namen mit auf die Liste der Subscribenten auf dieses Prachtwerk setzte. Es wird Ihnen 360 Franken kosten, Sie bekommen aber auch einen der ersten Abdrücke. Das Werk erscheint bey Didot in einem Foliobande. Die Kupfer, die sich nahe an 140 belaufen, sind ganz nach Denon's Originalzeichnungen, ohne irgend eine Verkleinerung oder Vergrößerung gestochen; nur das, welches die Schlacht bey den Pyramiden vorstellt, ist auf Bonaparte's ausdrückliches Begehren, vergrößert worden. Ich hatte mich schon oft des Morgens damit unterhalten, die Zeichnungen zu betrachten, da aber

das Gedränge von Neugierigen gewöhnlich sehr groß war, so nahm ich mir vor, heute, wo die Franzosen einzig mit Abstattung der üblichen Höflichkeitsvisiten beschäftigt sind, die Gelegenheit in Acht zu nehmen, und die Zeichnungen recht mit Muße zu beschauen. Ich fand Denon mit einigen derselben eifrig beschäftigt; er arbeitet Tag und Nacht, um das Erscheinen des Werks zu beschleunigen.

Ungeachtet des rastlosen Eifers, der ihn beseelt, macht sich dieser schätzenswerthe Künstler dennoch ein Vergnügen daraus, den Gegenstand der Zeichnungen zu erklären; durch seine Güte bin ich ziemlich genau mit Aegypten bekannt geworden. Und welches Land dürfte denn auch wohl mehr Ansprüche machen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, als dasjenige, welches die Wiege alles menschlichen Wissens war, dessen Geschichte wir bis auf die ersten Jahrhunderte der Welt verfolgen können, ein Land, wo Alles begonnen zu haben scheint: Gesetze, Künste, Wissenschaften und selbst die Fabeln, diese Kinder der Natur, deren Attribute sie unsterblich machen, und die in spätern Perioden die sinnreichen Dichtungen der Mythologie erzeugten.

Welch einen hohen Begriff müssen wir von der Betriebsamkeit und Ausbildung eines Volks

bekommen, das jene berühmten Denkmäler errichtete, die über die Jahrbücher der Geschichte, selbst über die Sagen mündlicher Ueberlieferung hinausreichen, jene Pyramiden, die ewig unverändert allen Verheerungen der Zeit trotzten?

Blicken wir zurück auf die Alten, so theilten Griechen und Römer beynah ausschließlich unsere Bewunderung. Die Erstere ntrieben die Liebe und die Ausbildung der schönen Künste noch weiter, während die Letzteren sich mehr durch große Karakterzüge auszeichnen; aber beyde erwarben sich den Ruhm, den die Menschen nun einmal höchst unschicklich mit dem glücklichen Erfolg der Waffen verknüpft haben.

Aber wenn wir auch Griechenland alle die Theilnahme schenken, worauf es in so mancher Hinsicht Anspruch machen darf, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß es ursprünglich durch Aegyptische Kolonien bevölkert ward; daß es Aegypter waren, die in spätern Zeiten die nothwendigsten und unentbehrlichsten Künste und Wissenschaften hier verbreiteten; und daß vor Griechenlands blühendsten Tagen seine Weisen nur in Aegypten jene tieferen Kenntnisse aufsammelten, wo

durch ihr eigener Ruhm und der ihres Vaterlandes gegründet ward.

Was eine Art von Rivalität zwischen Griechenland und Aegypten begründete, ist, daß, unabhängig von dem früheren Besitze der Wissenschaften, das Erstere den großen Vortheil hatte, seine Arme der Philosophie und den Wissenschaften zu öffnen, die aber, nicht im Stande den Verlust der Freyheit zu überleben, bald das neue Pflegeland wieder verließen, in ihre Heimath zurückkehrten, und in dem Museum zu Alexandria eine Freystätte fanden, die weder das Lyceum, der Porticus, noch die Academie zu Athen ihnen länger gewähren konnten. So verdanken wir ohne Zweifel der Regierung der Ptolemäer die Erhaltung der Masse von Kenntnissen, die sich die Alten erwarben.

Noch eins. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Bertholet, Senator und Mitglied des Instituts; demselben in einer seiner neulichen Sitzungen einen Brief von Fourier, dem Geometer und Mitgliede des neuen Aegyptischen Instituts, mitgetheilt hat. Dieser Gelehrte hat bey seinen Nachforschungen in Oberägypten mehrere

Thierkreise entdeckt und abgezeichnet, die, wie er behauptet, Dupuis Theorie über den Ursprung und das Alter der Figuren des Thierkreises vollkommen bestätigen. Schon im Jahr 1781 gab Dupuis ein Memoire heraus, das nachher in seinem größern Werk: *De l'origine des cultes* wieder abgedruckt ist, worin er behauptet, daß der Thierkreis, so wie ihn uns die Griechen überlieferten, Aegyptischen Ursprungs ist, und wenigstens schon 15000 Jahr vor der Aera der französischen Revolution existirte.

Vier und vierzigster Brief.

Paris, den 3ten Januar 1802.

Das nasse Wetter, welches beynahe ununterbrochen anhielt, hatte mir seit einiger Zeit den regelmäßigen Genuß eines Morgenspazierganges unmöglich gemacht. Aber mit dem neuen Jahre ist tiefer Schnee gefallen, und seitdem ein strenger Frost eingetreten. Freudig benutzte ich die Gelegenheit, mir Bewegung zu machen, sah gestern den Schrittschuhläufern auf dem Theil der Elysäischen Felder zu, der überschwemmt war und nun gefroren ist, und ging dann weiter zu dem

Hôtel des Invalides.

Dieses majestätische Gebäude ward von Heinrich *IV.* entworfen, und auf Befehl Ludwigs *XIV.* nach Bruant's Plan aufgeführt, der am 30sten November 1671 den Grund dazu legte. Es besteht aus fünf Höfen, die von Gebäuden umschlossen sind. Der mittlere Hof ist so groß, wie die übrigen vier zusammen.

Eine geräumige mit Bäumen bepflanzte Esplanade, ein äußerer mit einer neuerrichteten Mauer umgebener Hof eröffnen die Aussicht nach dem Fluß, und führen zu der Hauptfaçade, die

1200 Fuß in der Länge hat. Diese Façade ist in den letzteren Jahren ganz neu aufgeputzt worden; die kleinen Verzierungen der Sculptur haben vielleicht dadurch gewonnen, aber das Ganze hat den düstern Anstrich verloren, welcher diesem Gebäude einen männlichen, Ehrfurcht gebietenden Karakter gab. In der Mitte dieser Façade, über der Wölbung des großen Eingangs war Ludwig *XIV.* zu Pferde in halberhobner Arbeit dargestellt. Dieses Thor führt zu dem großen, mit zwey über einander befindlichen Reihen Arcaden gezierten Hofe, die in den beyden Stockwerken gleichförmige Gallerien bilden, durch welche die im ganzen Umfang befindlichen Zimmer ihr Licht erhalten. Aus diesem Hofe tritt man in die Kirche, jetzt der Tempel des Mars genannt. Sie ist mit korinthischen Säulen geziert, und hat die Gestalt eines griechischen Kreuzes. Die Kanzel existirt nicht mehr; auch der reichverzierte Altar ist zerstört.

Die Kapellen, sechs an der Zahl, waren jede mit einer in Fresco gemahlten Kuppel und marmornen Statuen von den größten Meistern verziert, die lange Zeit in dem Hofe, aus dem man ins Feld sieht, jeder Zerstörung des Wetters ausgesetzt waren, endlich aber in dem Museum französischer Denkmäler aufgestellt sind.

In den Gewölben dieses Tempels sind die dem Feinde abgenommenen Standarten und Fahnen aufgehängt. Nur zwey Brittische Flaggen vermehren die Zahl derselben. Die ältesten dieser Trophäen sind aus Notre-Dame hieher gebracht. Als sie ehmals in dieser Cathedralkirche aufgehängt wurden, ward ein beständig siegreicher General vom Volk unserer lieben Frau Tapezierer genannt, eine energische Benennung, die das Gefühl anspricht. So gut berechnet indeß diese Sinnbilder des Sieges seyn mögen, um in der Brust der Jünglinge Heldengeist anzufachen; und in den Herzen der Alten die Tapferkeit von Neuem zu entflammen, welchen Stoff zu Betrachtungen bieten sie nicht dem Menschenfreunde dar! Wie kann er diese verschiedenen Fahnen und Flaggen betrachten, ohne die Ströme von Blut zu beklagen, die sie der Menschheit kosteten?

In diesem Tempel ist das Denkmal Türenne'ns errichtet, dessen Körper nach einem Beschluß der Consuls, nach vielen Wanderungen am ersten Vendémiaire des Jahrs *IX.* (23sten September 1800) hieher gebracht und sogleich im Innern des Grabmals niedergesetzt wurde.

Den ersten Wink scheint St. Foix der gegenwärtigen Regierung gegeben zu haben, der sein Erstaunen äußert, daß Ludwig *XIV.* nie auf den Gedanken kam, in dem *Hôtel des Invalides* Mausoläen mit den Statuen der Generale zu errichten, die die Heere der Nation mit dem größten Ruhm angeführt hatten. „Wo könnten sie ehrenvoller „begraben werden," sagt er, „als unter diesen „alten Kriegern, den Gefährten ihrer Anstren„gungen, die wie sie ihr Blut für das Vaterland „vergossen haben?" *)

In einem Alter von 64 Jahren wurde Türenne durch eine Kanonenkugel getödtet, als er am 27 Julius 1675 die feindlichen Batterien bey dem Dorfe Salzbach in Deutschland recognoscirte. Nicht weniger geschätzt wegen seiner Tugenden als Mensch, als geehrt wegen seiner Talente als General, sank er endlich ein Opfer seines Muthes. Seine Soldaten betrachteten ihn als ihren Vater, und gaben ihm bey seinem Leben immer diesen Namen. Als sie nach seinem Tode die Verlegenheit der Generale bemerkten, die ihm im Commando folgten, so sagten sie: „Laßt den alten

*) Essais historiques sur Paris.

„Schecken los, er soll uns führen." *) Dieselbe „Kugel, die (um Popen eine Zeile abzuborgen) „den Göttergleichen Türenne in den Staub hin- streckte," nahm auch dem General-Lieutenant der Artillerie, St. Hilaire, einen Arm mit fort; sein Sohn, der in diesem Augenblick neben ihm stand, stieß ein Jammergeschrey aus. „Beweine nicht „mich, mein Sohn," sagte St. Hilaire, „son- „dern diesen großen Mann." —

Der Marschall ward von dem Feinde eben so sehr beweint, als von seinen Landsleuten. Als der feindliche General Monteruculi **) erfuhr, daß Frankreich Türenne'n verloren habe, rief er aus: „so ist ein Mann todt, der der Stolz der Mensch- heit war."

Die Deutschen ließen mehrere Jahre das Feld unbebaut, wo er fiel, und zeigten es als einen heiligen Ort. Sie verehrten den alten Baum, unter dem er einige Augenblicke vor seinem Tode ruhte, und ließen ihn nicht umhauen. Nur des- wegen existirt er nicht mehr, weil Soldaten von

*) Diesen Namen gaben die Soldaten einem Lieblings- pferde des Marschalls.

**) Er war ein Schüler von Türenne.

allen Nationen aus Ehrfurcht gegen sein Andenken Stücke davon als heilige Reliquie mit fort nahmen.

Türenne war in der Abtey St. Denis niedergesetzt worden, und in der Zeit, wo auf Befehl des Nationalconvents die königlichen Gewölbe geöffnet wurden (1793) entgingen die Ueberreste des großen Generals der allgemeinen Zerstörung. Die Arbeitsleute waren so begierig ihn zu sehen, daß sein Grab zuerst eröffnet ward. Als man den Deckel des Sarges zurückschlug, fand man den Marschall durchaus nicht entstellt; alle seine Gesichtszüge waren unverändert, und vollkommen den Portraits und Brustbildern ähnlich, die wir von Türenne besitzen.

Das Denkmal, welches jetzt im Tempel des Mars steht, war Türennen ursprünglich in der Abtey St. Denis errichtet, und ist durch Lenoir's Sorgfalt erhalten worden. Fünf Jahre befand es sich in dem Museum französischer Denkmäler, dessen Director er ist, und erhielt endlich, vermöge des oben erwähnten Beschlusses der Consuls, seinen jetzigen Platz. Le Brün entwarf die Zeichnung, nach welcher es ausgeführt wurde. Türenne,

in den Armen der Unsterblichkeit, ist von Tuby; die Nebenfiguren, wovon die eine die Weisheit, die andere die Tapferkeit vorstellt, sind von Marsy. Das Basrelief in Bronze in der Mitte des Kenotafs ist gleichfalls von Tuby, und stellt Türenne dar, wie er in der Schlacht bey Türkheim im Jahr 1675 den Feind angreift.

Der Dom bildet eine zweyte Kirche hinter der großen, mit der er in Verbindung steht. Sein Aeußeres, das ganz mit Bley gedeckt ist, ist mit vierzig Pfeilern umgeben, und mit zwölf großen vergoldeten Panzern geziert, mit Helmen gekrönt, durch die das Licht von oben hinein fällt, und mit einer Lanterne (durchbrochenen Thürmchen) mit Pfeilern, die eine Pyramide tragen, über welcher sich eine große Kugel und ein Kreuz erhebt.

Die ganze Architectur des Doms, welcher die neue Kirche genannt wird, ist nach Mansard's Zeichnungen. Seine Höhe beträgt vom Boden 300 Fuß, im Durchmesser faßte er 50. Die Schönheit seiner Verhältnisse, seine Verzierungen, und vorzüglich alle Theile, welche die Pyramide bilden, machen ihn zu einem Meisterstück der Baukunst. Aber nichts gebietet so sehr Bewunderung

als

als das Innere, ob man gleich sagen kann, daß drey Viertheil beschädigt sind. Die zwölf Fenster, durch die der Dom sein Licht erhält, die man aber unten nicht bemerken kann, sind mit Pilastern verziert, die auf einem fortgesetzten Piedestal ruhen. An der breiten Wand, die ehmals mit Lilien verziert war, und jetzt mit Sinnbildern der Freyheit, waren die Medaillons von 12 der berühmtesten Könige Frankreichs, namentlich Clodewigs, Dagoberts, Childeberts, Karls des Großen, Ludwigs des Frommen, Karls des Kahlen, Philipp Augusts, Ludwigs des Heiligen, Ludwigs *XII.*, Heinrichs *IV.*, Ludwigs *XIII.* und Ludwigs *XIV.* Der erste Bogen in 12 gleiche Theile getheilt, stellte die 12 Apostel dar, von Jouvenet in Fresko gemahlt. Der zweyte Bogen, von La Fosse gemahlt, enthielt die Apotheose Ludwigs des Heiligen, wie er Gott sein Schwert und seine Krone übergiebt. Das Pflaster, welches allein nicht gelitten hat, besteht in Feldern verschiedenen Marmors von großem Werth.

Das Portal, welches nach dem Lande (Felde) hin liegt, hat 30 Toisen in der Länge. Von allen Figuren, die diese Façade zierten, hat man nur die der vier Tugenden, der Gerechtigkeit,

Mäßigkeit, Tapferkeit, und Klugheit gelassen. Sie sind von Coyzevox.

Vorzüglich merkwürdig in diesem geräumigen Gebäude, welches mit seinen Vorhöfen siebzehn Arpens (Morgen) einnimmt, sind noch die Speisesäle und Küchen, beyde von beträchtlichem Umfang. Ehmals waren diese alle nicht in so gutem Zustande wie jetzt. Die Tische der gemeinen Soldaten werden jetzt besser besetzt, auch sie bekommen jetzt Rinderbraten und Hammelkeulen. In den vier Speisesälen, wo die Soldaten, immer zwölf an einem Tisch, zu Mittag essen, wird regelmäßig Suppe, Gebratnes, eine Schüssel Gemüse, und ein Schoppen unverfälschter Wein aufgetragen. Als Peter der Große diese Einrichtung besuchte, saßen die Invaliden gerade bey Tische, und der Zaar leerte beym Eintritt in den ersten Speisesaal ein volles Glas Wein aus, und trank es nach militairischer Sitte auf das Wohl der Veteranen, die er seine Kameraden nannte. Die Hallen sind mit Gemählden verziert, die die Eroberungen Ludwigs *XIV.* vorstellen. Während der Schreckensregierung ward das Gesicht des großen Monarchen, der die hervorstechendste Figur auf diesen Gemälden machte, mit einer schwarzen De-

cke verhängt, die als Maske diente. Bonaparte hat diese Maske wieder wegnehmen lassen, und der ehrgeitzige Monarch erscheint nun wieder in seinem vorigen Glanze. Was man auch zum Lobe der eben beschriebenen Anstalt sagen mag, ich sehe nichts darin, als die Befriedigung der Nationaleitelkeit. Die alten Soldaten sind gewissermaßen ohne Kameraden, obgleich sie mitten unter ihren Waffenbrüdern leben. Das schöne Verhältniß, welches sie einst im Lager verband, ist aufgelöst. Die Gefahren der Schlachten, das Theilen von Strapazen, Entbehrungen und Mühseligkeiten knüpfen nicht mehr das Band gegenseitiger Theilnahme, das sie einst vereinigte. Und nun suchen sie vergebens jenen Austausch kleiner Gefälligkeiten wieder, die sie einst bey ihren Regimentern zu finden gewohnt waren. Es leuchtet ihnen keine Hoffnung des Wechsels oder einer Beförderung mehr, und so ist es ihr einziger Trost, der Gegenwart zu genießen, indem sie sich den Träumen der Vergangenheit hingeben.

Wären diese Veteranen nicht für ihre übrigen Tage zu dieser Art von Staatsgefangenschaft verurtheilt, nicht allen den Einschränkungen unterworfen, welche das Leben so langweilig und ein-

förmig machen, könnten sie sich in den Schooß ihrer Familie, ihrer Freunde zurückziehen, wie verschieden würden dann ihre Gefühle seyn. Dann würden sie, wahrhaft, mit Vergnügen auf den Schlachten und Belagerungen verweilen, bey denen sie dienten, würden die vielen Tage aufzählen, wo sie kaum dem Tode entgingen, und alle kleine Begebenheiten des Gefechts erläutern, worin sie das fehlende Bein oder ihren Arm verloren. Aber bald würde jede schmerzhafte Erinnerung verstummen vor dem mächtig wirkenden Gefühl der Dankbarkeit des Vaterlandes. Ihre Zuhörer würden, von Bewunderung ergriffen, schweigend der Erzählung von dem heißen Tage zuhorchen, und geweckt vom Ruf der Nationalehre freudig ihm folgen, um den verstümmelten Helden nachzueifern, vorausgesetzt, daß sie einst in einem hülflosen Zustande eines freyen Asyls gewiß wären.

Diese Betrachtungen drängen sich mir immer auf, ich mag das *Hôtel des Invalides* oder Chelsea's Hospital besuchen, wenn mir die niedergeschlagnen Mienen der verstümmelten Wesen begegnen, die diese Oerter bewohnen.

Die Erfahrung lehrt uns, daß die Menschen,

wenn sie nicht zwanglos sind, Genüsse verschmähen, die ihrer regelmäßig warten, und kleinere Vergnügen vorziehen, die sie ohne Aufsicht genießen können. Die Klugheit gebietet daher das System zu verlassen, das man bisher bey der Versorgung der in den Schlachten ihrer Nation Verstümmelten befolgte.

Mit einem Wort, ich bin vollkommen überzeugt, daß die Summen, die man zu Ankaufung des Platzes und zur Errichtung dieses prächtigen Gebäudes aufwandte, vereinigt mit den Auflagen, die zur Erhaltung der Anstalt bestimmt sind, einen Fond gebildet haben würden, der die Regierung in Stand gesetzt hätte, jedem verwundeten Soldaten eine Pension in Verhältniß mit seinen Dienstjahren und den Beschwerden, die er in der Vertheidigung des Vaterlandes erduldet hatte, zu ertheilen.

Von dem *Hôtel des Invalides* führen Alleen auf der einen Seite nach den neuen Boulevards, auf der andern nach dem

Marsfeld.

Dieser geräumige Platz war ursprünglich zu den Uebungen der *Ecole Militaire* bestimmt, die hier

liegt, wie Sie aus einer Vergleichung des Planes von Paris sehen werden. Er bildet ein Paralelogram von 450 Toisen in der Länge und 150 in der Breite. Er ist mit Gräben umzogen, an welchen auf jeder Seite sich eine doppelte Reihe von Bäumen hinzieht, die sich von der Façade der *cidevant Ecole Militaire*, bis an die Ufer der Seine erstreckt. Dieß Gebäude, um es beyläufig zu bemerken, ward im Jahr 1751 von Ludwig *XV*. zur militairischen Erziehung von 500 jungen Edelleuten gegründet, die ohne Vermögen, und deren Väter im Dienst gestorben waren. Es steht an der Südseite des Champ de Mars und dient gegenwärtig zu Barracken für die Grenadier von der Consulargarde. Im dritten Stockwerk des einen Flügels befindet sich ein Nationalobservatorium, welches auf Bitten des berühmten Astronomen Lalande errichtet ward.

Die mannichfaltigen Scenen, deren Schauplatz das Marsfeld gewesen ist, sind zu interessant, um ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden. In der That mahlen sie den Charakter der Nation mit so lebendigen Farben, daß man sie eben so wenig auslassen darf, als einige Hauptzüge bey Entwerfung eines Porträts. Zwar hat man schon oft ihrer erwähnt, aber spätere Begebenheiten haben die

Erinnerung an sie so geschwächt, daß sie jetzt mehr wie Traumbilder als wie Wirklichkeiten erscheinen. Indeß will ich nur die merkwürdigsten berühren.

Im Jahr 1790 ward auf diesem Platze ein geräumiges Theater mit einem Erddamm umschlossen und, in Sitze für 300000 Zuschauer getheilt, aufgeworfen. Es schnell zur Feyer des ersten Bundestages zu vollenden, erforderte ungeheure Arbeit. Die langsamen Fortschritte von 25000 gemietheten Arbeitern konnten mit den glühenden Wünschen der Freunde der Freyheit nicht Schritt halten. Aber es waren auch die Tage des Enthusiasmus; Eintracht und Harmonie herrschte damals noch unter der großen Mehrzahl des französischen Volks. Welche andre Gefühle konnten auch täglich 150000 Menschen aus allen Ständen auf dem Marsfelde vereinigen, die ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts an der nöthigen Aushöhlung arbeiteten? So war am Ende einer Woche das Amphitheater wie hervorgezaubert.

Niemals sah man vielleicht, seit den blühenden Tagen Sparta's, eine so herzliche Eintracht unter einem Volke. Der glühendsten Phantasie wär es unmöglich, sich ein so mannichfaltiges origi-

nales, lebendiges Gemählde zu entwerfen. Jede Corporation, jede Gesellschaft strebte nach der Ehre zur Errichtung des Altars des Vaterlandes mitzuwirken, alle wünschten mit ihren Händen zur Einrichtung des Platzes beyzutragen, wo sie schwören sollten, die Constitution zu vertheidigen. Männer, Weiber, Kinder, Keines war bloß müssiger Zuschauer. Greise schienen von neuer Jugendkraft belebt, Weiber und Kinder von Männerkraft. Kurz Menschen von allen Ständen und Gewerben trieben sich hier in buntem Gemisch herum, und führten freudig die Hacke oder die Schaufel; zarte weibliche Wesen in zierlicher Kleidung sah man hier und dort Erde schieben, während lange Reihen stämmiger Kerle schwere Lasten in Karren und Wagen fortzogen. Wie die elektrische Materie alle Glieder einer langen Kette durchströmt, so schien der Patriotismus die ganze Volksmasse electrisirt zu haben. Die Bewegung war allgemein, jedes Herz klopfte im Einklang.

Die allgemeine gute Ordnung, die unter der ungeheuern Versammlung herrschte, die aus allen Ständen und Gewerben zusammen gesetzt war, erregte mit Recht Bewunderung. Kein unschickliches Gespräch, kein Streit irgend einer Art fiel vor. Aber seltner und bemerkenswürdiger noch

war das allgemeine Zutrauen, das so viele einander ganz fremde Menschen bezeugten, und das in keinem Beyspiel getäuscht ward. Die, welche ihre Röcke und Westen abwarfen, und sie während der Arbeit an einem entfernten Orte dem Spiel des Zufalls überließen, fanden sie bey ihrer Rückkehr unberührt auf demselben Flecke. Da nun bekanntlich in Paris eine unzählige Menge Spitzbuben sich aufhalten, so kann man daraus schließen, daß die Vaterlandsliebe in ihnen die Stimme selbst der herrschenden Leidenschaft erstickte.

Als Franklin während seines Aufenthaltes in Paris, Amerikas Freyheit beförderte, sah er wahrscheinlich nicht voraus, daß die Franzosen ihm bald seinen Lieblingsausdruck abborgen würden, und daß er in ein Volkslied umgeschaffen werden sollte. Und doch war dieß der Fall; selbst Ludwig *XVI.* nahm an den patriotischen Arbeiten auf dem Marsfelde Theil, während unter kriegerischer Musik der ganze Platz von *ça ira* wiederhallte.

Auf diese erhebenden Scenen folgten andre von dem schneidendsten Contrast. Auf eben diesem Platz brachte man die Guillotine zur Hinrichtung des größten Astronomen seiner Zeit, und das blos, um seine Qualen zu verlängern. Bailly war, wie Jedermann weiß, der erste Maire von

Paris nach der Revolution. In den Strudel politischer Unruhen gerissen, ward er in die Proscriptionen verwickelt, welche während der Schreckensregierung erfolgten, und aus dem Gefängniß nach dem Marsfeld geschleppt, wo er unter den empörendsten Kränkungen und Höhnungen dennoch, wie ein Philosoph mit sokratischer Ruhe starb.

Bey keinem der zahlreichen Schlachtopfer der Revolution bewährte sich die Wandelbarkeit der Volksgunst mehr als bey Bailly. Auf demselben Marsfelde, wo er in Gemäßheit eines Beschlusses des Convents das Kriegesgesetz publicirt hatte, auf derselben Stelle, wo ihm die Repräsentanten des Volks den Auftrag gaben, den Factionen entgegenzukämpfen, blutete er unter der Guillotine, belastet mit dem Fluch des Volks, dessen angebetetster Götze er gewesen war.

Seit jenen blutigen Scenen wählte man das Marsfeld vorzüglich zur Feier von Nationalfesten, die in den letzteren Jahren einen ausgezeichneteren Karakter bekommen haben, als sie jemals unter der alten Regierung hatten. Diese modernen olympischen Spiele bestehen in Wagenrennen; Ringen; Pferderennen; Wettlaufen; Aufsteigen von Ballons, die drey oder vier Personen tragen, die sich in einem Fallschirm herablassen; in Schaugefechten und See-

gefechten. Den Freuden des Tages folgen dann glänzende Erleuchtungen, große Feuerwerke, Pantomimen von 2 oder 300 Künstlern dargestellt, und Konzerte, denen in Verbindung mit glänzenden Dekorationen es nie an Effect mangelt; und zum Beschluß kommt endlich der Tanz.

Unter der Regierung des Direktoriums war die Zahl der Nationalfeste durch die Feier von Partheysiegen sehr vermehrt worden. Jetzt sind sie auf die beyden großen Epochen der Revolution beschränkt, auf die Einnahme der Bastille am 14ten Julius 1789, und auf die Gründung der Republik am 23. September 1792. An den Jahrstagen dieser Begebenheiten zog die Mannichfaltigkeit der Schauspiele immer einen unermeßlichen Zusammenfluß von Menschen herbey. Das ganze Amphitheater, dessen größter Durchmesser beynah 800 Ellen faßt, war dann mit Zuschauern bedeckt; würde aber das Marsfeld an jetzt bey solchen Gelegenheiten gebraucht, so wären sie genöthigt zu stehen, da keine Sitze mehr zu ihrer Bequemlichkeit vorhanden sind.

Die Nationalfeste haben in diesem Lande viele Federn beschäftigt, und manche Streitigkeiten, veranlaßt. Einige sagen, man könnte sie durch eine allgemeine Anordnung interessanter machen; während andre behaupten, man könnte sie mehr

in Uebereinstimmung bringen mit den Neigungen und Sitten des Volks. In Wahrheit, diese moderne Nachahmung griechischer Feste ist weit zurückgeblieben hinter jenen begeisternde Fröhlichkeit athmenden Scenen, wo, um die Worte des gelehrten Verfassers des Anacharsis zu gebrauchen, „jedes „freudetrunkne Herz auf tausend verschiedne Weisen die Gefühle mitzutheilen suchte, die es so „glücklich machten.“ Was man auch gethan hat, um den Glanz dieser festlichen Tage zu erhöhen, so scheinen sie doch ohne allen Zweifel noch großer Verbesserungen fähig zu seyn. Haben die Franzosen keinen Wein von Naxos, so könnten doch ihre Becher von *Vin de Surenne* funkeln; die elyseischen Felder können die Stelle der schattigen Haine von Delos vertreten; und statt des Namens des unglücklichen Nicias, des vornehmsten Beförderers der ehemals gefeyerten Spiele auf jenem einst glücklichen Eiland, könnte die Luft erschallen vom Namen des glücklicheren Bonaparte.

Ende des zweyten Theils.

1000,- (1-3)
März '86

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Henke, Eduard, 1783-1869

Paris wie es war und wie es ist ein Versuch über den vormaligen und heutigen Zustand dieser Hauptstadt in Rücksicht der durch die Revolution darin bewirkten Veränderungen ; nebst einer umständlichen Nachricht von den bedeutendsten National-Anstalten für Wissenschaften und Künste, wie auch von den öffentlichen Gebäuden ; in einer Reihe von Briefen eines
Bd.: 2

Leipzig (1805)

Gall.rev. 679 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10423376-7